

Landnoten

Schöpfung besingen – biblische Nachklänge

Ein protestantisches Pilgerlied

Gospelmusik - für die Landgemeinde?

„Als Adam grub ...“ - Landlieder im Zeitenwandel

Dorfgemeinde im Kirchenjahr

Werkstatt: Orgelradtour

Dissonanzen in der bayerischen Kirchenmusik

Weitere Themen:

Das Verhältnis des Menschen zum Land in biblischer Sicht

04 / 2009

KIRCHE im ländlichen Raum



» Inhalt

» ZUM THEMA

- 4** Die Schöpfung besingen – biblische Nachklänge / Jörg Dinger
- 9** „Wer nur den lieben Gott lässt walten ...“ Einfälle zu einem protestantischen Pilgerlied / Klaus Nagorni
- 12** „Als Adam grub und Eva spann“ / Gisela Probst-Effah
- 18** Kraft vom Land. Deutsches Bauernlied / Bitterwolf / Blöth / Pinggen
- 19** „Im Märzen der Bauer“ / Gisela Probst-Effah
- 24** Advent und Weihnachten – Beobachtungen zur Dorfgemeinde im Kirchenjahr / Heinz-Günter Beutler-Lotz
- 31** Gospelmusik – Impulse für die Gemeindearbeit im ländlichen Raum? / Wolfgang Richter
- 37** Das Singen in geselliger Runde – gelebte Volkskultur! Beobachtungen eines „Insiders“ / Bernhard Bitterwolf

» WERKSTATT

- 40** Orgelradtour – Mit dem Fahrrad Kirchen und Orgeln der Heimat entdecken / Beatrix Pauli

» WANDELN UND GESTALTEN

- 43** Wenn der Ton nicht stimmt – Konfliktlinien um Kirchenmusik im ländlichen Raum / Dietrich Höpfner

» WEITERES THEMA

- 48** „Fürchte dich nicht, Ackerland, juble und sei fröhlich!“ – Das Verhältnis des Menschen zum Land in biblischer Sicht (Teil 2) / Peter Riede

» RUBRIKEN

- 3** Editorial
- 28/29** Meditation / Bild: Ute Rönnebeck / Sibylle Summerer
- 54** Unser Kommentar
- 55** Meldungen
- 42** Impressum
- 56** Ausblick auf Heft 1/2010

» Autorinnen und Autoren

Heinz-Günter Beutler-Lotz, Pfarrer in Dienheim-Ludwigshöhe (nahe Oppenheim)

Bernhard Bitterwolf, Bad Waldsee, pädagogischer Mitarbeiter an der Schwäbischen Bauernschule, Leiter des Bläserquartetts: „Heilixbleche“

Dr. Jörg Dinger, Landesbauernpfarrer der Evangelischen Landeskirche in Württemberg und Leiter der Ländlichen Heimvolkshochschule Hohebuch

Dietrich Höpfner, Schmähingen bei Nördlingen, Lehrer, nebenberuflicher Kantor, Mitglied im Verbandsrat Evangelischer Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker in Bayern e. V.

Klaus Nagorni, Karlsruhe, Pfarrer, Direktor der Evangelischen Akademie Baden, Umweltbeauftragter der Landeskirche

Beatrix Pauli, Dekanatskantorin im Dekanat Hungen, Propstei Oberhessen (EKHN)

Dr. Gisela Probst-Effah, lehrt am Institut für Musikalische Volkskunde der Universität zu Köln, Geschäftsführerin der Kommission zur Erforschung musikalischer Volkskulturen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde

Wolfgang Richter, Pastor in Gronau / Leine, Kirchenkreis Hildesheimer Land, Beauftragter für Gottesdienst und Kirchenmusik, Gründer des „Norddeutschen Gospelchortreffen“, Leiter des Gospelchors JOY

Prof. Dr. Peter Riede, Wiesloch/Baden, lehrt Altes Testament an den Universitäten Tübingen und Stuttgart-Hohenheim

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Als Adam grub und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?“ Diese Frage hallte seit dem Spätmittelalter auf mancherlei Weise durch Europa, vor allem als Gesang. Da stand Gottesrecht gegen Feudalrecht, Schöpfungsglaube gegen Repression. Um das auszudrücken braucht es bis heute mehr als Worte; dazu braucht es, was zu Herzen geht: Musik, Gesang. Denn „Singen heißt doppelt beten“, wie Luther bekannte.

Alle Musik ist jedoch umdeutbar, verbiegbare, missbrauchbar, wie uns nicht nur der Faschismus zeigt. So verwundert nicht die Antwort Franz-Josef Degenhardts auf die Frage „Wo sind unsre alten Lieder?“:

„Tot sind unsere alten Lieder.
Lehrer haben sie zerbissen,
Kurzbesten sie verklampft,
braune Horden totgeschrien,
Stiefel in den Dreck gestampft.“

Gegen den Missbrauch des land-musikalischen Erbes und Schaffens bedarf es der Wachsamkeit. Wir veröffentlichen hier u. a. die Rezeptionsgeschichten zweier Ländlied. Ob wir damit auch den unsäglichen „Hitparaden der Volksmusik“ kritisch korrigierend entgegentreten können? Wir wollen jedenfalls zur Auseinandersetzung mit dem Liedgut beitragen, das uns auf dem Land begegnet.

Dementsprechend finden Sie in dieser Ausgabe Reflexionen und Anstöße zu unseren Glaubens- und Kulturzeugnissen. Dazu gehören kritische Standortbestimmungen zu Kirchenmusik und Gottesdienstgestaltung, ebenso Beispiele bäuerlichen oder Anti-AKW-Protests.

Orgelton und Psalmgesang, Pilgerchoral und Ländlied, Gospel und Blue Note sollen für Sie in diesem Heft so zusammen klingen, dass sie „zwischen den Jahren“ über Ihr Auge auch Ihr Ohr erreichen!

Ihr
Werner-Christian Jung

Titelbild:
Mädchen an der
chromatischen Harfe
(Impression vom
Musikantentreffen 2007
in Markt Wald)
André Schubert
Hauptstraße 22
D- 86865 Markt Wald
www.klangwerkstatt.de

JÖRG DINGER

Die Schöpfung besingen –

Biblische Nachklänge

Ich schreibe diesen Text im Oktober und November. Sie werden das Heft im Winter in der Hand halten. Nicht unbedingt die klassischen Kontexte, um der Spur des Schöpferlobs in den Psalmen zu folgen. Der Lobpreis des Schöpfers – in unseren Gottesdiensten hebt er an mit „Wie lieblich ist der Maien“, sein mächtiger Schlussakkord erklingt zu Erntedank. Nicht nur „Geh aus mein Herz“ ist ein „Sommergesang“. Auch „Du meine Seele, singe“, „Die güldne Sonne“ oder „Morgenlicht leuchtet“ eröffnen eher selten einen Gottesdienst im Winterhalbjahr, genauso wenig Psalm 104.

SCHÖPFERLOB IM WINTER?

Alles hat seine Zeit – und im Novembergrau jubelt es sich eben nicht so schön wie „wenn alles grünt und blüht“. Doch ist Schöpfung nur Vitalität, pralles Leben, und nicht auch zur Ruhe kommen, Kraft sammeln? Zur Schöpfung, zur Geschöpflichkeit gehören Werden und Vergehen (Psalm 104, 29f). Und hat das Licht in der Finsternis, das wir zu Weihnachten, das Wunder neuen Lebens aus dem Tod, das wir an Ostern feiern, etwa nichts zu tun mit unserem Glauben an Gott, den Schöpfer, der sprach: „Licht soll aus der Finsternis hervor leuchten“ (2. Kor. 4, 6; 1. Mose 1, 1-3)?

Vielleicht gehen wir der Spur des Schöpferlobs in den Psalmen jetzt, da draußen die Farben grau und braun dominie-

ren, weniger enthusiastisch nach, als wir dies im Mai täten – aber diese „Erdung“ muss kein Schaden sein.

„ICH SINGE MIT, WENN ALLES SINGT“

Es beginnt nicht bei mir, es hängt nicht an meiner Befindlichkeit, das biblische Lob des Schöpfers. Es setzt überhaupt nicht „hier unten“ ein, sondern im Himmel. Psalm 19: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.“ Der Himmel, das Firmament, der Wechsel von Tag und Nacht – allein dadurch, dass sie sind, singen sie das Lob dessen, der sie geschaffen hat. Laut Ernesto Cardenal tun dies alle geschaffenen Wesen: „Die ganze Natur ist voller Stimmen, alles in ihr ist Gesang, Musik und Tönen. (...)“

Der Gesang der Grillen und Zikaden, das Quaken der Frösche, der Pfiff, mit dem sich die gestreiften Eichhörnchen rufen, alle Stimmen der Natur sind Gebet.“

Ähnlich umfassend, aber mit etwas anderem Akzent, Psalm 148 als Aufforderung zum Lobpreis. Zunächst an den Himmel und seine „Bewohner“: „Halleluja! Lobet im Himmel den HERRN, lobet ihn in der Höhe! Lobet ihn, alle seine Engel, lobet ihn, all sein Heer! Lobet ihn, Sonne und Mond, lobet ihn, alle leuchtenden Sterne!“ (V 1-3) Danach an die Geschöpfe auf der Erde: „Lobet den HERRN auf Erden, ihr großen Fische und alle Tiefen des Meeres, Feuer, Hagel, Schnee und Nebel, Sturmwinde, die sein Wort ausrichten.“ (V. 7f – nun doch etwas, was direkt zur Jahreszeit passt!) Schließlich an uns Menschen: „Ihr Könige auf Erden und alle Völker, Fürsten und alle Richter auf Erden, Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen.“ (V. 11f) Der ganze Kosmos soll den Schöpfer loben: „Und diese Totalität wird durch die im Psalm systematisch gegliederte Reihung von Wesen, Elementen und Räumen, die zum Lobpreis aufgefordert werden, als ein kunstvoll geordnetes Ganzes, d.h. als Kosmos dargestellt.“ (E. Zenger)

Wie soll der Kosmos Gott loben? Auch hier wird die Antwort lauten: Durch sein Da-Sein, durch die wunderbare Ordnung, die der Schöpfer allem gegeben hat, für deren Bestand er einsteht: „Er setzte sie für immer und ewig, er gab eine Ordnung, und niemand darf sie verletzen.“ (V. 6, Übersetzung der neuen „Zürcher Bibel“) Hier deutet sich bereits das Spannungsfeld an, in dem damals wie heute das Schöpferlob erklingt: Die Wahrnehmung einer großartigen Ordnung – und die Erkenntnis, dass die Ordnung bedroht ist, durch die Mächte des Chaos, durch uns Menschen. Die Ahnung: Längst wäre der Kosmos wieder im Chaos versunken, hielte nicht Gott selbst seine schützende Hand über dem, was er geschaffen hat. Schöpfung in Gefahr – ein Thema nicht erst im 20. und 21. Jahrhundert!

Das Schöpferlob hängt nicht von der Jahreszeit oder meiner persönlichen Befindlichkeit ab. Denn es setzt ein im Himmel, im für uns verborgenen und unzugänglichen Bereich der Schöpfung. Und es ist der gesamte Kosmos, der das Schöpferlob singt.

Und wir Menschen? Wir können einstimmen in diesen Gesang: „Ich singe mit, wenn alles singt.“ (Paul Gerhardt, EG 503, 8) „Ich will dem HERRN singen mein Leben lang und meinen Gott loben, solange ich bin.“ (Ps. 104, 33) „HERR, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen, der du zeigst deine Hoheit am Himmel!“ (Ps. 8, 2) Wir können aufmerksam werden für die kunstvolle Ordnung des Geschaffenen. In der Stille erahnen wir vielleicht sogar etwas vom kosmischen Gotteslob: „Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet, so lass uns hören jenen vollen Klang der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet, all deiner Kinder hohen Lobgesang.“ (Dietrich Bonhoeffer, EG 65, 6) Da ist es wieder, das Loblied der Engel und himmlischen Heerscharen (Ps. 148, 2), das sich fortsetzt im Jubel über die Geburt des Retters: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden ...“ (Lk. 2, 14) und schließlich alles umgreift, Schöpfung und Erlösung (Offb. 4, 8-11; 5, 11-14).

Das himmlische Lob des Schöpfers und Erlösers – eine Vorstellung, die uns Menschen des 21. Jahrhunderts ziemlich fremd anmutet. Zu sehr konzentrieren wir uns auf das, was für uns Menschen erreichbar, machbar ist, erheben wir unsere eigenen Denkmöglichkeiten oder Befindlichkeiten zum Maßstab für alles. Doch die Psalmen weiten den Horizont und weisen uns ein in eine andere Wahrnehmung der Welt und unserer eigenen Rolle: nicht mehr Bestimmender, sondern Staunender und Mit-Singender.

„WAS IST DER MENSCH?“

Mit-Singender und Staunender – so erscheint die Rolle des Menschen besonders in Psalm 8. Er beginnt und endet mit einem

fulminanten Lobpreis des Schöpfers, den der Dichter von Bachs Johannespassion in tiefgründiger Weise zusammen bringt mit dem Verständnis von Jesu Kreuzigung als „Erhöhung“ und „Verherrlichung“ (Joh. 12, 23. 32 u.ö.): „Herr, unser Herrscher, dessen Ruhm in allen Landen herrlich ist! Zeig' uns durch deine Passion, dass du, der wahre Gottessohn, zu aller Zeit, auch in der größten Niedrigkeit, verherrlicht worden bist.“

Singen und Staunen – wie der große Gott, der alles geschaffen hat und über seine ganze Schöpfung herrscht, sich dieser kleinen Menschlein annimmt. „Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast, was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ (V. 4f)

In kosmischen Dimensionen betrachtet ist diese Erde, sind erst recht wir Menschen verschwindend klein, ohne jegliche Bedeutung. Das Gegenstück zu unserer neuzeitlichen Selbstüberschätzung dürfte das Gefühl der Verlorenheit sein – irgendwo in den Weiten eines völlig gleichgültigen Universums. Ohne Gott, denn wenn man sich etwas Derartiges überhaupt noch vorstellen kann und mag, dann zumeist nur als ein vages „Göttliches“, das überall ist und auch in mir, aber nicht biblisch als Gegenüber seiner Geschöpfe. Oder man denkt eine ferne Allmacht, die sich längst zurückgezogen hat und uns unserem Schicksal überlässt. Das Gefühl verloren zu sein in einem kalten, gefühllosen Universum mit einem fernen, unbestimmten oder gar keinem Gott – kein Wunder, dass dieser Mensch sich selbst zu erfinden sucht als Zentrum der von ihm präparierten und beherrschten Welt.

Dagegen das Staunen des Psalmisten: Der unermesslich große Gott kümmert sich um uns Menschen. Wunderbarerweise. Wir müssen uns nicht selbst erfinden und unserem Dasein Bedeutung geben. Längst sind wir etwas – als Gegenüber dessen, der

das All und auch uns geschaffen hat. Mit einer besonderen, unverlierbaren Würde ausgestattet allein schon durch die Zuwendung von Seiten Gottes. Verstärkt durch die spezielle Bestimmung, die der Schöpfer gerade diesen Geschöpfen zgedacht hat. Knapp unter ihm – „Ehre“ und „Herrlichkeit“ werden uns zugeschrieben, die sonst als Attribute Gottes erscheinen (Ps. 96, 8; 104, 1). In seinem Auftrag sollen wir über die Mitgeschöpfe herrschen – verantwortliche Fürsorge, keineswegs rücksichtslose Ausbeutung und gewaltsame Zerstörung.

Bei aller Hochschätzung des Menschen – die Psalmen vergessen keineswegs, dass wir vergängliche Geschöpfe sind: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da.“ (Ps. 103, 15f) Wenn Gott uns den Lebensatem entzieht, vergehen wir wie alle anderen Geschöpfe (Ps. 104, 29). Doch seine barmherzige Zuwendung überstrahlt die ernüchternde Botschaft von unserer Vergänglichkeit: „Du sendest aus deinem Odem, so werden sie geschaffen, und du machst neu die Gestalt der Erde.“ (Ps. 104, 30) „Die Gnade aber des HERRN währt von Ewigkeit zu Ewigkeit über denen, die ihn fürchten.“ (Ps. 103, 17) Aus uns selbst heraus wären wir in der Tat nichts anderes als sterbliche Geschöpfe. Der Mensch ist und bleibt angewiesen auf den, der ihn und alles geschaffen hat. Doch im Gegenüber zum Schöpfer lebt er, lebt sie mit einem weiten Horizont.

Auch hier ist an einen eindrücklichen musikalischen Nachklang zu erinnern in Brahms' „Deutschem Requiem“. Die Vergänglichkeitsklage: „Denn alles Fleisch, es ist wie Gras ...“ Das große Aber: „Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit.“ Und der weite Horizont: „Die Erlöseten des Herrn werden wiederkommen ...“

Entscheidend für das Menschenbild der zitierten Psalmen, zugleich ein Heilmittel gegen Hochmut und Verzweiflung des modernen Menschen: Die Zuwendung des

Schöpfers, das Handeln in der Schöpfung gemäß seinem Auftrag, das bleibende Bezogen-Sein auf Gott, das sich nicht zuletzt im Staunen äußert und im Lobpreis, wie er Psalm 8 eröffnet und beschließt: „HERR, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen.“ (V 2. 10)

„DU HAST SIE ALLE WEISE GEORDNET“

Das Staunen der Psalmisten bezieht sich nicht allein darauf, wie sich der große Gott überraschenderweise um uns kleine Menschen kümmert. Es entzündet sich vielmehr in erster Linie daran, wie in der Schönheit – und das meint: in der kunstvollen Ordnung – der Schöpfung sich die Herrlichkeit des Schöpfers ausdrückt. So der ganze Psalm 104, aber auch die Schöpfungserzählungen am Anfang der Bibel.

Gottes Schaffen ist biblisch nicht nur ein Hervorbringen von Dingen und Wesen, die bis dahin nicht existierten. Geschöpflichkeit ist nicht allein die „schlechthinnige Abhängigkeit“ von Gott. Schöpfung bedeutet genauso, dass Gott die Geschöpfe einander zuordnet, in Beziehung zueinander setzt: „Gott schafft, indem er verschiedene geschöpfliche Bereiche in fruchtbare, lebensförderliche Interdependenzzusammenhänge bringt.“ (M. Welker)

Genesis 1 betont das ordnende, Dinge und Räume voneinander scheidende Handeln des Schöpfers, die Entstehung von Lebensbereichen sowie ihre Besiedlung durch Lebewesen. (G. Liedke) Eine zentrale Rolle spielt das Zurückdrängen des Wassers, das gebändigt werden muss, damit die gute Ordnung eine Chance hat und nicht wieder im Chaos versinkt. Diese Ordnung zu stabilisieren, das ist auch Auftrag des Menschen als „Bild Gottes“, als sein Repräsentant auf Erden (1. Mose 1, 26-28).

„Gott gab uns Atem, damit wir leben, er gab uns Augen, dass wir uns sehn. Gott hat uns diese Erde gegeben, dass wir auf ihr die Zeit bestehn.“ (EG 432, 1) Der Lebensatem und die kultivierende Tätigkeit des Men-

schen – sie spielen eine wichtige Rolle in der anderen Schöpfungserzählung Genesis 2. Dazu das Wasser, hier als lebensnotwendig erfahren, nicht als Bedrohung. Solange es nicht regnet und kein Mensch die Erde bearbeitet, ist die Schöpfung noch nicht vollständig (1. Mose 2, 5). Schöpfung – nicht nur Einzelgeschöpfe im Gegenüber zu Gott, genauso wichtig das Zusammenspiel: Witterung und Boden, Pflanzen und Tiere. Unverzichtbar dabei nach biblischem Verständnis: die menschliche Aktivität. Im Auftrag Gottes sollen wir für die gute Ordnung eintreten, „den Garten bebauen und bewahren“ (1. Mose 2, 15). Wo die im guten Sinne gestaltende menschliche Aktivität endet und der vermessene Versuch beginnt, die Schöpfung grundlegend zu „verbessern“, dabei selbst Schöpfer zu spielen – Beispiel: Agro-Gentechnik – darüber ist an anderer Stelle zu handeln. Wir kommen jetzt zurück zum Schöpferlob in den Psalmen.

Das differenzierte, wunderbar geordnete Zusammenspiel der „geschöpflichen Bereiche“ wird wohl nirgends so begeistert beschrieben, besungen, wie in Psalm 104. Die Ordnung der Zeit (V. 19-23), besonders aber die Versorgung der Erde und aller Lebewesen mit Wasser, mit Nahrung, mit Raum zum Leben (V. 10-18). Mit dem Schöpferlob beginnt der Psalm: „Lobe den HERRN, meine Seele! HERR, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt.“ (V. 1) Ein Ausruf der Bewunderung schließt den Teil ab, der die kunstvolle Ordnung beschreibt: „HERR, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weise geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.“ (V. 24, „geordnet“ ist freilich Deutung der Lutherübersetzung, wörtlich heißt es nur: „gemacht“.) Ein paar Verse weiter die Selbstverpflichtung des Beters mit dem Schöpferlob nicht nachzulassen: „Ich will dem HERRN singen mein Leben lang und meinen Gott loben, solange ich bin.“ (V. 33)

Begeisterung prägt den 104. Psalm wie auch seine Nachdichtungen – näher am

Wortlaut und, obwohl erst gut 60 Jahre alt, sprachlich bereits leicht antiquiert „Auf, Seele, Gott zu loben“ (Martha Müller-Zitzke 1947, EG Württemberg 602); in freier Anlehnung und dichterisch unübertroffen Paul Gerhardts „Sommergesang“ (EG 503). Eine Begeisterung, ähnlich der bei der Beschreibung des „gelobten Landes“ in 5. Mose 8, 7-10 – einem Abschnitt, der wiederum endet mit der Aufforderung zum Gotteslob: „Wenn du gegessen hast und satt bist, sollst du den HERRN, deinen Gott, loben für das gute Land, das er dir gegeben hat.“ Was klingt hier alles an! Themen, die uns als Kirche im ländlichen Raum immer wieder beschäftigen: Erntedank, Wertschätzung für das täglich Brot, dazu als religiöser Grundvollzug das Tischgebet.

„ÄNGSTLICHES HARREN DER KREATUR“ UND „HERRLICHE FREIHEIT DER KINDER GOTTES“

Psalm 104: Beschwingtes, begeistertes, geist-reiches Schöpferlob – aber keine „Heile-Welt“-Romantik. Die Vergänglichkeit alles Geschaffenen wird nicht ausgeblendet, genauso wenig die Bedrohung der Ordnung durch das Chaos und uns Menschen. Für beides steht das Symbol der Sintflut. Sollte Gott wegen des frevelhaften, gewaltsamen Handelns der Menschen seine Schöpfung zurücknehmen, sie wieder im Chaos versinken lassen? Diese schreckliche Möglichkeit blitzt auf hinter der biblischen Fluterzählung wie auch hinter Ps. 104, 5-9. Ja, die wunderbare, wohl geordnete Schöpfung ist in Gefahr. Aber der Schöpfer lässt nicht zu, dass sie zurück fällt ins Chaos. Denn er hat sie fest gegründet, „dass sie niemals mehr wankt“ (V. 5, Zürcher Bibel), und den Wassern eine Grenze gesetzt, die sie nicht mehr überschreiten dürfen (V. 9).

Auch der völlig deplatziert wirkende Wunsch am Ende des Psalms ist wohl zu verstehen auf dem Hintergrund der Furcht vor dem Chaos: „Mögen die Sünder verschwinden von der Erde und die Frevler

nicht mehr sein.“ (V 35a, Zürcher Bibel) Die Sehnsucht, ungestört den Schöpfer loben zu können – ohne den Schatten der Gewalt, der über dem Geschaffenen liegt, und der von Menschen ausgeht. Mehr als verständlich, der Wunsch! Aber müssen dazu die, die den Schöpfungsfrieden stören, vernichtet werden, wie der Vers andeutet?

Auch Paulus weiß vom Schatten, der über dem Geschaffenen liegt, vom „ängstlichen Harren der Kreatur“. Doch seine Hoffnung setzt nicht auf Vernichtung, sondern auf das Offenbar-Werden der „Kinder Gottes“ – darauf, dass die ganze Schöpfung frei werden wird „von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“ (Röm. 8, 19-23). So erscheint schließlich bei Paul Gerhardt unser Schöpferlob heute als Vorgriff auf das Lob, das am Ende der Zeiten dem Schöpfer und Erlöser gesungen wird: „Welch hohe Lust, welch heller Schein wird wohl in Christi Garten sein! Wie muss es da wohl klingen, da so viel tausend Seraphim mit unverdrossnem Mund und Stimm ihr Halleluja singen.“ (EG 503, 10) <<

» LITERATUR:

- Frank-Lothar Hossfeld/ Erich Zenger, Psalmen 101-150, Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament, Freiburg 2008.
Michael Welker, Schöpfung und Wirklichkeit, Neukirchen 1995.
Ernesto Cardenal, Das Buch von der Liebe. Latein-amerikanische Psalmen, Gütersloh 1979.
Gerhard Liedke, Im Bauch des Fisches. Ökologische Theologie, Stuttgart 1979.

„Wer nur den lieben Gott lässt walten ...“

Einfälle zu einem protestantischen Pilgerlied

Heute ist es fast ganz aus der Mode. Aber es gab Zeiten, wo es für junge Leute ohne Geld die einzige Möglichkeit war, um von A nach B zu gelangen. Das Trampen. Was sollte man sonst tun, wenn man trotz knapper Mittel auf eine Reise nicht verzichten wollte?

Also stellte man sich an die Straße, hielt den Daumen in die Höhe und wartete, bis von den vorbeibrausenden Autofahrern einer anhielt und den armen Anhalter ein Stück mitnahm. Das war dann immer ein kleines Abenteuer.

Denn beim Trampen konnte man gute und auch weniger gute Erfahrungen machen. Oft musste man die Demonstration rasanter Fahrkünste über sich ergehen lassen. Oder sich politische Meinungen anhören, denen man unter normalen Umständen gerne widersprochen hätte. Aber man wollte ja nicht gleich wieder aus dem Auto fliegen.

Richtig übel allerdings erging es Georg Neumark, der vor 350 Jahren von Leipzig Richtung Lübeck trampete. Unterwegs mit einer Kaufmannsfuhre, die ihn mitgenommen hatte, wurde er überfallen. Seine weni-

gen Habseligkeiten fallen in die Hände von Dieben.

Und doch – er entschließt sich, wie er später schreibt, „unter dem Schirm Gottes weiterzuwandern in der Hoffnung, der liebe Gott würde mir ja unterwegs helfen.“ Das war im Jahr 1641.

Neumark schlägt sich durch nach Norden, sucht Arbeit und findet schließlich in Kiel eine Anstellung als Hauslehrer. Für dieses, „gleichsam vom Himmel gefallene Glück, das ihn herzlich erfreute“, dichtet und vertont er den Text seines Liedes, das heute im evangelischen wie im katholischen Kirchengesangbuch zu finden ist:

„Wer nur den lieben Gott lässt walten und hoffet auf ihn allezeit, den wird er wunderbar erhalten in aller Not und Traurigkeit. Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut, der hat auf keinen Sand gebaut.“

Wer hier spricht, ist kein alter Mann, der das Leben hinter sich hat. Sondern ein gerade mal Zwanzigjähriger. Erstaunlich ist der Blick, mit dem er auf Erlebtes und Erlittenes zurückschaut. Keine Vorwürfe, weder an sich selbst noch an Gott. Kein Selbstmitleid. Sondern ein schwungvolles Danklied, das damit rechnet: Der Gott, der bislang in

meinem Leben waltete, der wird mich auch in Zukunft erhalten.

Wie schafft man das, so zu glauben, ein solches Vertrauen aufzubauen? Vielleicht, in dem man es einfach mal ausprobiert, dieses Lied vor sich hinsummt oder den einen oder anderen Vers sogar singt. Und dann sorgfältig Acht gibt darauf, wohin einen Text und Melodie tragen.

* * *

Dass der Heilige Geist Klang ist und dass man nur im Gesang ganz nahe bei Gott sein kann, das glauben die Kantorianer. Es ist ein fiktiver Orden, von dem der Film „yaya con dios“, zu Deutsch „Geh mit Gott“, erzählt.

Der Film spielt kurz nach der Wende im letzten deutschen Kloster des Ordens irgendwo in Brandenburg. Die kleine Klostergemeinschaft steht vor dem wirtschaftlichen Ruin. Darum machen sich die drei verbliebenen Mönche Arbo, Benno und Tassilo auf den Weg zu ihrem Mutterkloster in Italien.

Auf dieser Reise erleben sie allerlei Versuchungen, die sie von ihrem Auftrag ablenken. Der Jüngste, Arbo, verliebt sich in die junge Journalistin Chiara. Tassilo überlegt, auf den Bauernhof seiner Eltern zurückzukehren. Der Älteste, Benno, steht kurz davor, die Stelle eines wissenschaftlichen Archivars in der Musikbibliothek eines Jesuitenklosters anzunehmen.

In der Schlüsselszene des Filmes aber finden die Drei doch wieder zusammen. Zunächst sieht man sie verstreut in der voll besetzten Klosterkirche sitzen, wo gleich ein Gottesdienst gefeiert werden soll. Mühsam schleppt sich der Gemeindegesang dahin.

Bis es Chiara, der jungen Journalistin, gelingt, den Organisten auf der Empore zu bewegen, statt des angezeigten Liedes ihr Lieblingslied zu intonieren: „Wer nur den lieben Gott lässt walten“.

» Und siehe, im Rhythmus des Liedes schien sich der Weg unter den Füßen zu ebnen und der eigene Körper leicht wie eine Feder zu werden. «

Nach anfänglichem Zögern macht der Organist mit. Und aus dem spröden Gemeindegesang heraus erheben sich die engelhaften Stimmen der drei Kantorianer-mönche zu einem kunstvollen und anrührenden Gesang. „Er kennt die rechten Freudenstunden, er weiß wohl, wann es nützlich sei; wenn er uns nur hat treu erfunden und merket keine Heuchelei, so kommt Gott, eh wir’s uns versehn, und lasset uns viel Guts geschehen.“

Das ist sicher die eindrücklichste Szene des Filmes – wie die drei Mönche mit diesem Lied die ganze Gemeinde mitreißen, und die Gewissheit wiedererlangen, dass sie ihren Weg nach Italien miteinander fortsetzen müssen.

Für mich ist der Film zugleich auch eine Parabel darüber, dass es oft nicht Worte sind, die Menschen aufbauen, sondern Klänge. Dass die Musik eine Brücke in eine andere Welt ist, die einstimmen kann auf einen neuen, anderen Leit- und Grundton im Leben.

Dann kann in der Tat geschehen, was die Drei in ihrem Gesang erlebt haben: „So kommt Gott, eh wir's uns versehn, und lässt uns viel Guts geschehen.“

* * *

Vom langen Gehen wird man müde. Das ist eine Erfahrung, die man gerade im Urlaub machen kann, dann, wenn man zu Fuß unterwegs ist – auf Spaziergängen durch fremde Städte oder auf Wanderungen durch fremde Landschaften.

Ich erinnere mich daran, wie es meine Eltern schafften, mich als Kind dazu zu bewegen, bei einer langen Wanderung nicht aufzugeben. Bevor ich anfangen konnte, über den weiten Weg zu jammern, stimmten sie einfach ein Lied an. Ein Wanderlied, ein Kirchenchoral, ein Kanon.

Und siehe, im Rhythmus des Liedes schien sich der Weg unter den Füßen zu ebnen und der eigene Körper leicht wie eine Feder zu werden.

Auch auf dem Lebensweg unterwegs zu sein macht müde. Manche Enttäuschung stellt sich mit den Jahren ein. Ängste gibt es und Traurigkeiten, die einem die Kraft zum Weitergehen rauben wollen. Dass auch da ein Lied und sein Text weiterhelfen kann, beschreibt Wolf Biermann, der skeptische Liedermacher, der sich einst mit den Größen der DDR anlegte, an Hand einer der Strophen aus dem Choral: Wer nur den lieben Gott lässt walten.

„Ich bin zu oft traurig“, schreibt Biermann. „Es gibt Zeiten, da habe ich nicht etwa die Traurigkeit, sondern die Traurigkeit hat mich“. Seine „Seelenkrücke“, wie er es nennt, findet er dann in dieser Liedstrophe: „Was helfen uns die schweren Sorgen, was hilft uns unser Weh und Ach? Was hilft es, dass wir alle Morgen beseufzen unser Ungemach? Wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit.“

„Das geht mir an den Nerv meiner lebenslänglichen Seelenschiefheit“, schreibt

er, „diese zwei Zeilen trafen mich wie ein Blitz, sie erschütterten mein Herz wie eine Erleuchtung: Wir machen unser Kreuz und Leid/nur größer durch die Traurigkeit ...“

Sicher, das klingt zunächst wie eine Binsenweisheit, schreibt er. „Dennoch elektrisierten mich diese zwei Choral-Zeilen wie die endlich gefundene Lösung meines Lebensrätsels. Die Musik behauptet nichts, fordert nichts und eifert nicht. Die halben Noten trumpfen nicht auf, sie singen nur einfach eine Lebenserfahrung: ohne Lachen ist das schönste Weinen nur ein Triefen! Ich genoss jene dahin gesungene Buchstabenreihe wie die Heilung von einer Krankheit in meinem Gemüt.“

Melodien und ihre Texte können heilende Kräfte entfalten. Dann erleben wir, wie die Stimmung umschlägt. Verbrauchte Kräfte kommen zurück, wenn es gelingt, einzustimmen in die Glaubenszuversicht dieser Worte: „Wer nur dem Allerhöchsten traut, der hat auf keinen Sand gebaut.“ <<

„Als Adam grub und Eva spann“

Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?

04 / 2009

12

KIRCHE im ländlichen Raum

Diese Verse waren das Motto der Bauernkriege, in denen sich die leibeigenen Bauern gegen den Adel erhoben. In religiöser Verbrämung protestieren sie gegen soziale Ungleichheit. Sie beziehen sich dabei auf die biblische Schöpfungsgeschichte, in der es heißt, dass Adam nach der Vertreibung aus dem Garten Eden der harte und mühselige Ackerbau auferlegt wurde: „verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. [...] Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist“¹.

Die Verse betonen jedoch auch den besonderen Rang von Adam und Eva als dem ersten Menschenpaar und dem Urvater bzw. der Urmutter der Menschheit. Trotz der Verstoßung aus dem Paradies repräsentieren sie eine – sozusagen post-paradiesische – Phase der Menschheitsgeschichte, in der es noch keine sozialen Gegensätze gab und die Gesellschaft noch nicht in Arm und Reich bzw. Besitzende und Nichtbesitzende zerfiel.

Der Spruch lässt sich in mehreren europäischen Ländern nachweisen.² In England ist er erstmals in einer Chronik belegt,

die über den 1381 von Wat Tyler angeführten großen Bauernaufstand berichtet. Der für die Bauern eintretende Priester John Ball (1335–1381) kreierte ihn als Kampfparole, als er vor über 20.000 Menschen predigte. Ball trat für die soziale Gleichheit aller Menschen ein und forderte die Aufhebung der Standesgrenzen. Eine zeitgenössische Quelle berichtet, er habe gemeinsam mit Wat Tyler im Juni 1381 den Sturm auf den Londoner Tower angeführt, bei dem der Erzbischof ermordet wurde. Die Bauernaufstände scheiterten jedoch. Ball wurde verhaftet und in Anwesenheit des Königs auf grausame Weise hingerichtet.³

Später gelangte der Spruch von Adam und Eva auch nach Dänemark und Schweden und vermutlich über die Niederlande nach Deutschland, wo er 1480 in mehreren Varianten belegt ist.

Nach zahlreichen regionalen Aufständen der Bauern im 14. Jahrhundert kam es 1524/ 25 in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz zu kriegerischen Auseinandersetzungen. Die Bauern trugen die Hauptlast zur Aufrechterhaltung der Feudalgesellschaft, an die sie hohe Abgaben zahlen mussten. Ihre Revolte richtete sich auch gegen die katholische Kirche, die dieses System weitgehend stützte. Daher standen die

Auseinandersetzungen auch im Zeichen der 1517 einsetzenden Reformation. Die Bauern forderten u. a. die Einschränkung ihrer Lasten und Dienste, die Aufhebung der Leibeigenschaft, Freiheit der Jagd und des Fischfangs, zum Teil auch eine Neuordnung des Reichs unter Einschränkung der Herrschaft der Landesfürsten. 1525 wurden die Aufstände blutig niedergeschlagen.

Nach der Niederlage der Bauern geriet der Spruch dennoch nicht in Vergessenheit.

Er fand Eingang in verschiedene Bauernlieder späterer Jahrhunderte. 1876 erschien er in der dreizehnten Strophe einer insgesamt achtzehn Strophen umfassenden Version des Liedes „Ich bin ein freier Bauernknecht“ in der Sammlung „Altdeutsches Liederbuch“ von Franz Magnus Böhme. Als Quellen nennt der Herausgeber zwei Sammlungen des 17. Jahrhunderts⁴; die früheste davon findet sich in der Liederhandschrift des Seener Benediktiners Johannes Werlin (1646).⁵

453. Der Bauernknecht.

G moll.

1. Ich bin ein freier Bauernknecht, obschein mein Stand ist eben schlecht, so deucht ich mich doch wol so gut, als einer an dem Hofe thut. Traltiralla, ich will es nicht achten, obschon die Hofleut auch mich verachten.

1. Ich bin ein freier Baurenknecht,
Obschein mein Stand ist eben schlecht,
So deucht ich mich doch wol so gut,
Als einer an dem Hofe thut.
Traltiralla! ich will es nicht achten,
Obschon die Hofleut auch mich verachten.
2. Trag ich gleich keinen Biberhut,
So ist ein raucher Filz mir gut,
Darauf ein grüner Busch genäht,
So wol als eure Federn steht.
Traltiralla! ich will auch nicht fragen,
Was von mir dort die Hofschranzen sagen.
12. Hab ich gleich keinen Rittersitz,
Bin nicht beredt, voll List und Witz,
So hab ich doch ein Bauren-Gut,
Ich bin still fröhlich, doch von Muth.
Traltiralla! ich bin drauf geflissen,
Was einem Bauer dient zu wissen.
13. Was bildet sich der Hofmann ein,
Daß er als ich will besser sein?
Da Adam grub und Eva spann

Wo war denn damals ein Hofmann?
Traltiralla! ich hab noch Heller
Und gutes Dorfbier drunten im Keller.
14. Ich bin gar selten krank am Leib,
Das macht: dass ich den Pflug oft treib:
Der Hofmann aber säuft und frißt,
Das macht, daß er so krank oft ist.
Traltiralla! daß man kann sehen
Alle fast an den Stecken gehen.
16. Denn ich verbleibe wer ich bin,
Behalte meinen freien Sinn,
Besorge keiner Ungenad,
Wie der bei Hof zu fürchten hat.
Traltiralla! bin selbst mein eigen,
Darf mich vor Keinem bücken noch beugen.
18. Ich seh mit Schmerzen nicht, dass mir
Ein anderer wird gezogen für,
Ja daß man sage zu mir auch,
Daß ich sammt meinem Thun nichts taug.
Traltiralla! Bei Abend und Morgen
Leb ich fein sicher und frei, ohne Sorgen.

Das Lied betont die soziale Kluft zwischen Bauern(knecht) und Hofleuten. Der unterprivilegierte Bauernknecht reagiert auf die soziale Ungerechtigkeit jedoch nicht mit Verbitterung, sondern mit der Betonung seiner Ebenbürtigkeit und sogar darüber hinaus der Vorteile seines Standes: So kontrastiert er die Zweckmäßigkeit seiner Kleidung mit der eitlen Selbstdarstellung der Reichen; seine gute Gesundheit durch die Arbeit im Freien mit deren durch Völlerei verursachten Krankheiten etc. Statt Missmut zu äußern, münden die Strophen jeweils in ein unbeschwertes „Traltralla“. Allerdings erinnert die Zufriedenheit, die das Lied propagiert, gelegentlich an die bekannte Beschwichtigungsformel „Lieber arm und gesund als reich und krank“. Ist „Der Bauernknecht“ vielleicht ein Lied, das den Unterprivilegierten in den Mund gelegt wurde, um sie mit der Tatsache sozialer Ungleichheit zu versöhnen?

1818 wurde im Kuhländchen (tschechisch Kravarsko), einer Landschaft im

Nordosten Tschechiens, ein elfstrophiges Dialektlied aufgezeichnet und viele Jahre später in der Sammlung „Die Volkslieder der Sudetendeutschen“ veröffentlicht. Seine dritte Strophe enthält den Spruch von Adam und Eva in Dialektfassung⁶:

3. Wie Odom grub on die Eva sponn,
Do wor noch kae Bürger on kae Edelmon;
Glei noch dar Sönd eim Paradeis
Baut Odom o sei tågliche Speis’.

Ein Lied, das immer wieder im Zusammenhang mit dem Bauernkrieg von 1524/25 genannt wird, ist „Wir sind des Geyers schwarzer Haufen“. Es handelt von Florian Geyer, der neben Thomas Müntzer und Götz von Berlichingen zu den Führern des Bauernkrieges gehörte. Der „Schwarze Haufen“ war ein Bauernheer von 100–200 Mann in schwarzen Uniformen, das unter seiner Führung stand. Nach der Niederlage der Bauern wurde Geyer in einem Wald bei Würzburg getötet.

1. Wir sind des Geyers schwarze Haufen,
hei-a o-ho! Und woll'n mit Tiranen
rau-fen, hei-a o-ho! Spieß vor-an,
drauf und dran, setzt aufs Klosterdach den roten Hahn.

WIR SIND DES GEYERS SCHWARZER HAUFEN⁷

1. Wir sind des Geyers schwarze Haufen,
heia oho!
Und woll'n mit Tyrannen raufen, heia oho!
Spieß voran, drauf und dran,
setzt aufs Klosterdach den roten Hahn.
2. Wir wolln's dem Herrn im Himmel
klagen, kyrieleis,
daß wir den Pfaffen könnten totschiagen,
kyrieleis.
Spieß voran usw.
3. Als Adam grub und Eva spann, kyrieleis,
wo war denn da der Edelmann? kyrieleis.
Spieß voran usw.
4. Jetzt gilt es Schloß, Abtei und Stift, heia
oho!
uns gilt nichts als die heilige Schrift, heia
oho!
Spieß voran usw.
5. Uns führt der Florian Geyer an, trotz
Acht und Bann.
Den Bundschuh führt er in der Fahn, hat
Helm und Harnisch an.
Spieß voran usw.
6. Bei Weinsberg setzt es Brand und Stank,
heia oho!
Gar mancher über die Klinge sprang, heia
oho!
Spieß voran usw.
7. Des Edelmannes Töchterlein, heia oho!
wir schickten es in die Höll' hinein, heia
oho!
Spieß voran usw.
8. Geschlagen ziehn wir nach Haus, heia
oho!
unsre Enkel fechten's besser aus, heia oho!
Spieß voran usw.

Obleich viele Liederbücher das Lied mit der Jahreszahl 1525 versehen, wurden nur wenige Textzeilen aus der Zeit des Bauernkrieges tradiert: so Verse der dritten Strophe, die den Spruch von Adam und Eva zitiert, und der zweiten, die Steinitz als das Relikt eines Liedes bäuerlicher Wallfahrer in das Jahr 1476 datiert.⁸

Wir wollens Gott vom himmel klagen, kirie
eleyson,
Das wir die pfaffen nicht zue todt sollen
schlagen, kirie eleyson.

Damals rief der Viehhirte Hans Böhm, auch „Pfeifer von Niklashausen“ genannt, die Menschen zur Wallfahrt auf. Im Namen der Jungfrau Maria versprach er ihnen Ablass von ihren Sünden, er verkündete soziale Gleichheit, Gemeineigentum und Gottes Strafgericht über die Eitelkeit und Gier der Fürsten und hohen Geistlichkeit. Seine Predigten fanden beim Volk große Resonanz, und die Obrigkeit verfolgte bald missstrauisch die entstehende Massenbewegung. Hans Böhm wurde schließlich verhaftet, als Ketzer zum Tode verurteilt und 1476 in Würzburg auf dem Scheiterhaufen verbrannt.⁹

Das „Geyer“-Lied vereint verschiedene historische Schichten. Bei seinem Refrain „Spieß voran, drauf und dran“ handelt es sich um ein Textfragment aus dem Gedicht „Der arme Kunrad“, einer dem Bauernkrieg nachempfundenen Neudichtung von 1888 des bayerischen Offiziers, Dichters und Landschaftsmalers Heinrich von Reder (1824–1909). Die übrigen Strophen verfassten in den 1920er Jahren Hans Godwin Grimm und Kurt Zacharias, über die mir keine biographischen Details bekannt sind.

Trotz einiger historischer Bruchstücke ist das „Geyer“-Lied kein Dokument der vor vielen Jahrhunderten kämpfenden Bauern, sondern eine historisierende Neuschöpfung aus der Jugendbewegung, die mehr über die Jungenbünde zwischen den beiden Weltkriegen als über die geschichtliche Wirklichkeit des 16. Jahrhunderts aussagt.¹⁰ Das Lied fungiert als „Kostümverleih für Eskapisten“¹¹ und Abenteuer Spielplatz für erlebnishungrige, nach Heldentaten lechzende, raufstugige männliche Jugendliche.

Die Melodie komponierte der als Verfasser von Fahrtenliedern und Liedern für die Hitlerjugend bekannte Fritz Sotke (1902–1970) im Jahr 1919. Sotke erwies

sich nach der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ als ein treuer Anhänger des Regimes.¹²

Das „Leib- und Magenlied“ der Bündischen¹³ wurde sowohl von rechts als auch von links als Kampflied in Gebrauch genommen. Wegen seines Verzichts auf ein Leben im Luxus und des selbstlosen Einstehens für seine Überzeugungen wurde Florian Geyer zum Führer und Helden stilisiert und von gegensätzlichen Parteien und Gruppierungen vereinnahmt. In Friedrich Engels' Buch „Der Bauernkrieg“ von 1870 avancierte er zu einem frühen Vorkämpfer des Proletariats. Die Nationalsozialisten benannten die 8. SS-Kavalleriedivision der Waffen-SS nach ihm, die DDR ihr Grenzregiment 3.¹⁴

Um den Text den verschiedenen Ideologien anzupassen, wurde er modifiziert, wurden Strophen ausgelassen oder umtextet. In vielen Liederbüchern fehlt die aggressive zweite Strophe, ebenso die siebte, die Mossmann als „Vergewaltigungsstrophe“ charakterisiert.¹⁵ Die vierte Strophe wurde in Liederbüchern der Nazis unterschlagen. „Die standen bekanntlich weniger auf der Bibel als auf ‚Mein Kampf‘.“¹⁶ In Adaptionen der politischen Linken wiederum begegnet u. a. eine veränderte fünfte Strophe:

Wir woll'n nicht länger sein der Knecht,
heijaho, ho!
Leibeigen, frönig, ohne Recht, heijaho, ho!¹⁷

In den Liedern „Ich bin ein freier Bauernknecht“ und „Wir sind des Geyers

schwarze Haufen“ erscheint der Spruch von Adam und Eva, der den Ausgangspunkt meiner Ausführungen darstellt, eingebettet in eine Vielzahl von Strophen, die seine Aussage überlagern und zurückdrängen. In einem Liederbuch der DDR wurde der Versuch unternommen, ihn von solchen späteren Hinzufügungen zu befreien und so wieder stärker ins Bewusstsein zu rücken.¹⁸ Er findet sich hier in der musikalischen Form eines Kanons, den Johannes Pahn komponierte.

Wahrscheinlich legte der geringe Umfang des Textes bei bescheidenen kompositorischen Fähigkeiten eine kanonische Vertonung nahe, denn durch sie ließ er sich gewissermaßen endlos dehnen. Doch gab es für die Wahl dieses musikalischen Genres vermutlich auch ideelle Gründe. Im Vorwort des Liederbuchs wird der Kanon gepriesen als „Sinnbild alles gemeinschaftlichen mehrstimmig-chorischen Musizierens, bei dem der Eigenwert der zusammenwirkenden Einzelpersonlichkeiten durch Einordnung in das Kollektiv das klingende Gesamtwerk ermöglicht“¹⁹. Das Zitat verdeutlicht, dass der Kanon nicht nur die musizierende Gemeinschaft, sondern Gemeinschaft überhaupt symbolisieren soll. Anknüpfend an Ideale der Jugendbewegung, wird bestimmten Musikformen die Fähigkeit zugetraut, eine Gemeinsamkeit zu stiften, die über die musikalische Betätigung hinausweist.

Das wäre weniger bedenklich, wenn es nicht Anzeichen für die Negativseite einer

Wer war da ein Edelmann?

Zu 4 Stimmen

Johannes Pahn



Als A-dam pflügt und E - va spann, wer war da ein E - del-mann?

Altenglischer Spruch bei Wat Tyler

solchen Gemeinschaft gäbe. In einem weiteren in diesem Liederbuch veröffentlichten Kanon von Johannes Pahn heißt es denn auch unmissverständlich:

Zuweilen sind uns manche Menschen ganz und gar zuwider,

denn sie lernen nichts und wolln auch keine unsrer neuen Lieder.²⁰

Solche Zeilen zerstören das Bild vom harmonischen Kollektiv und lassen ahnen, wie man mit denjenigen verfährt, die sich ihm nicht unterordnen möchten.

Zu fragen ist darüber hinaus, wie ein Kampfref und ein Kanon zueinander passen. Kanons wecken die Erinnerung an Kindergeburtstage, Schul- und Familienfeiern und andere gesellige Situationen. Auf Textinhalte kommt es dabei kaum an. Am besten, so schreibt Peter Schleuning, seien die Texte, „die keinen logischen Anspruch haben“; als Beispiele nennt er Mozarts derbe, Nonsens-Texte oder die Witzkanons von Beethoven („Tatata, lieber Mälzel“).²¹ „Der Kanontext reicht aus, wenn er eine einheitliche Stimmung verbreitet, damit basta! Mehr Anforderungen kann ein Kanontext überhaupt nicht erfüllen, denn im Kanon kommt es auf etwas ganz anderes an, nämlich auf das Versinken in dem Zusammenklang“²².

Die Kampfparole des – wenn auch weit zurückliegenden – Bauernkriegs lässt sich nicht in das musikalische Korsett eines Kanons zwingen, ohne sie ihrer ursprünglichen Funktion zu berauben. Die rigide und zugleich den Text zurückdrängende Form des Kanons domestiziert und überhöht sie. Zum Paradiesgärtlein verniedlicht, weckt der Spruch von Adam und Eva keinerlei Erinnerung mehr an die Vergangenheit der leidvollen Bauernkriege. «

» ANMERKUNGEN:

1 1. Buch Mose, Kap. 3, Verse 17–19.
 2 Wolfgang Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten. Berlin

(DDR) Bd. I. 1954; Bd. II 1962. Hier: Bd. I, Nr. 4, S. 9–11.
 3 „John Ball (Priester)“. In: Wikipedia.
 4 Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert. Gesammelt und erläutert von Franz M. Böhme. 2. Auflage Leipzig 1913 (Erstauflage 1877). S. 566 ff. – Eine dreizehnstrophige Variante findet sich in Steinitz Bd. I, S. 67 f.
 5 Die folgenden ausgewählten Strophen entstammen dem „Altdeutschen Liederbuch“ von Böhme.
 6 Gustav Jungbauer und Herbert Horrich (Hg.): Die Volkslieder der Sudetendeutschen. Kassel 1938–41. Nr. 126, S. 122 ff.
 7 Fassung in: Unsere Lieder. Ein Liederbuch für die wandernde Jugend. Hg. von Fritz Sotke. Iserlohn 1930. S. 83. Der Liedanfang tritt häufig in einer Variante auf, z. B. in: Unsere Lieder. Ein Liederbuch für die wandernde Jugend. Hg. von Fritz Sotke. Iserlohn 1927. S. 81.
 8 Vgl. Steinitz Bd. I, Nr. 6, S. 13.
 9 „Hans Böhm (Pauker von Niklashausen)“. In: Wikipedia.
 10 Vgl. Walter Mossmann: Zweierlei Geyer. Lieder aus dem deutschen Bauernkrieg und das Elend der Nachempfindung. In: Walter Mossmann/ Peter Schleuning: Alte und neue politische Lieder. Entstehung und Gebrauch, Texte und Noten. Reinbek bei Hamburg 1978. S. 121–168.
 11 Ebd. S. 128.
 12 „Fritz Sotke“. In: Wikipedia.
 13 Vgl. Anm. 10. S. 123.
 14 „Florian Geyer“. In: Wikipedia.
 15 Vgl. Anm. 10. S. 126.
 16 Ebd., S. 124.
 17 Diese Version findet sich u. a. in: Annemarie Stern: Lieder gegen den Tritt. Politische Lieder aus fünf Jahrhunderten. Oberhausen o. J. S. 15.
 18 Rundadinella. Eine Sammlung alter und neuer geselliger Kanons und Quodlibets: Hg. von Egon Rubisch. Leipzig 1961. S. 239.
 19 Ebd. S. V.
 20 Ebd. S. 15.
 21 In einem Aufsatz über den „Brokdorf-Kanon“ weist Schleuning auf die Mesalliance von Kanon und politischen Parolen hin. Vgl. Literaturangabe in Anm. 10. S. 338–342.
 22 Ebd. S. 340.

Kraft vom Land

Deutsches Bauernlied

KOMPOSITION: BERNHARD BITTERWOLF

TEXT: BITTERWOLF/BLÖTH/PINGEN

04 / 2009

188

KIRCHE im ländlichen Raum

Musical score for the song "Kraft vom Land". The score is written in G major and 4/4 time. It consists of five staves of music with German lyrics underneath. The lyrics are: "Bau-ern wie wir packen an, blei-ben nie-mais steh'n. Bau-ern wie wir auch mal ei-ge-ne We-ge geh'n. Bau-ern ver-eint ein star-kes Band: Wir sind die Kraft vom Land! Bau-ern wie Land! Ja! 1) Wer be-wahrt heute die Na-tur? Wer sät Ern-te in der Spur? Und wer hält Tie-re mit Ver-stand? Das ist die Kraft vom Land!"

Wer baut auch auf Tradition?
Wer blickt vorwärts mit Vision?
Wer baut auf Werte, nicht auf Sand?
Das ist die Kraft vom Land!

Auf, wer hier ein Bauer ist,
zeig, dass Du voll Power bist.
Es macht mir Freude, es macht Sinn,
dass ich ein Bauer bin!

Wer gewinnt neue Energie?
Wer gibt Nahrung, gut wie nie?
Wer hat die Zukunft in der Hand?
Das ist die Kraft vom Land!

„Im Märzen der Bauer“

1. Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt;
 er setzt seine Felder und Wiesen in Stand,
 er pflüget den Boden, er egget und sät
 und rührt seine Hände frühmorgens und spät.
 2. Die Bäurin, die Mägde, sie dürfen nicht ruhn;
 sie haben im Haus und im Garten zu tun:
 sie graben und rechen und singen ein Lied,
 sie freun sich, wenn alles schön grünet und blüht.
 3. So geht unter Arbeit das Frühjahr vorbei,
 da erntet der Bauer das duftende Heu;
 er mäht das Getreide, dann drischt er es aus:
 im Winter da gibt es manch fröhlichen Schmaus.

Dieses auch noch in der Gegenwart populäre Lied wurde in den 1920er Jahren unter dem Titel „Bauernlied“ erstmals in der Sammlung „Das Aufrecht Fähnlein“ von Walther Hensel veröffentlicht.¹

Hensel (1887–1956), der eigentlich Julius Janiczek hieß, entstammte einer deutschen Bauernfamilie aus Mähren, der Region, die auch als die Heimat des Liedes gilt. Er zählt neben Fritz Jöde zu den Exponenten der musikalischen Jugendbewegung, die sich seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts für die Pflege des Volksliedes und Volkstanzes engagierte.

Hensels Version des „Bauernliedes“ geht ursprünglich auf die folgende ältere Textfassung zurück:

Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt.
 Er pfeget und pflanzet all' Bäume und Land.
 Er ackert, er egget, er pflüget und sät,
 und regt seine Hände gar früh und noch spät.
 2. Den Rechen, den Spaten, die nimmt er zur Hand
 und setzet die Wiesen in ebenen Stand;
 Auch pfpopft er die Bäume mit edlerem Reis'
 und spart weder Arbeit, noch Mühe, noch Fleiß.
 3. Die Knechte, die Mägde und all sein Gesind',
 das regt und bewegt sich, wie er so geschwind;
 sie singen manch' munteres, fröhliches Lied,
 und freun sich vom Herzen, wenn alles schön blüht.
 4. Und ist dann der Frühling und Sommer vorbei,
 so füllet die Scheuer der Herbst wieder neu;
 und ist voll die Scheuer, voll Keller und Haus,
 dann gibt's auch im Winter manch fröhlichen Schmaus.

Diese Version erschien erstmals gedruckt in dem „Liederbuch für die Deutschen in Österreich“, das Josef Pommer im Jahr 1905 herausgab². Pommer (1845-1918), Nestor der österreichischen Ethnomusikologie, war um 1900 an der Gründung des Österreichischen Volksliedwerkes beteiligt, dessen Aufgabe bis heute die Sammlung, Erforschung und Vermittlung von Volksmusik ist.

„Im Märzen der Bauer“ war Pommer von dem Männergesangverein Sternberg im

Sudetenland zugesandt worden, der dieses Jahreszeitenlied 1884 für einen Wettbewerb verfasst hatte, wobei die erste Strophe wiederum auf einem älteren Kalenderlied basierte.³ Pommer nennt das Lied ein „Volkslied“, das von der deutschen Landbevölkerung der mährischen Sudeten häufig und gern gesungen worden sei.⁴

Propagiert durch die musikalische Jugendbewegung, gelangte Hensels Fassung jedoch zu größerer Popularität als Pommers Version, die dennoch nicht in Vergessenheit geriet: Auch sie findet sich in zahlreichen Liederbüchern des 20. Jahrhunderts, wobei gelegentlich Vermischungen beider Fassungen und verschiedene Varianten begegnen, die Resultat des häufigen Gebrauchs und der aktiven Aneignung des Liedes sind.

Sowohl Hensels als auch Pommers Textfassung werden mit wenigen Ausnahmen auf die uns bekannte Melodie gesungen, über deren Herkunft spekuliert wird: In dem Liederbuch „Singeborn“ vermutet Hans Römhild Reminiszenzen an das russische Kinderlied „Kosuli, Saitchata“ („Die Rehle, die Häschen“) und sogar an die ersten vier Takte aus der Haffner-Serenade (1776) von Wolfgang Amadeus Mozart.⁵ Tatsächlich ruft die einfache, überwiegend zwischen Tonika und Dominante pendelnde Dreiklangsmelodik Assoziationen an Kinderlieder hervor.

Seine Umarbeitung von Pommers „Urfassung“ begründete Hensel folgendermaßen: „Obwohl vom Landvolk gesungen, ist es doch

kein Volkslied; der mitunter geschraubte, unvolkstümliche Text musste erst überarbeitet werden.“⁶ Vergleicht man beide Textfassungen miteinander, so fällt bei Pommer die detailliertere – etwas umständliche – Darstellung der bäuerlichen Arbeit auf. Hensels Version wirkt demgegenüber schwereloser und sie entsprach vielleicht darin seinem Verständnis vom Volkslied, das er – wie Pommer – in ländlichen Regionen verwurzelt sah. Realitätsnah wirkt sie jedoch kaum, sondern sie spiegelt die idyllischen Vorstellungen des städtischen Bürgertums, aus dem die Jugendbewegung ja auch hervorging, vom Landleben. Arbeit erscheint hier nicht als anstrengend und schweißtreibend, sondern sie verbindet sich mühelos mit Gesang und heiterer Geselligkeit. Sogar der Akkergaul kommt als leichtfüßiges „Rösslein“ daher. Den spielerischen Charakter steigert eine Version, die uns in einer Sammlung Thüringer Lieder begegnet.⁷ Sie verbindet Hensels Text mit einer veränderten Melodie,

14. Im Märzen der Bauer die Rösslein einspannt

Im Mär-zen der Bau-er die Röß-lein einspannt, er
 setzt sei-ne Fel-der und Wie-sen in-stand, er
 pflü-get den Bo-den, er eg-get und sät und
 rührt sei-ne Hän-de früh-mor-gens und spät. Fi-di-
 ral-la, fi-di-ral-la, fi-di-ral-la-la-la, fi-di-
 ral-la, fi-di-ral-la, fi-di-ral-la-la-la.

die am Strophenschluss jeweils in ein fröhliches „Fidiralla“ mündet.

Walther Hensel gilt als ein Vertreter des nationalistischen, völkischen Traditionsstranges der Jugendbewegung. Als Sudetendeutscher war er davon überzeugt, die Deutschen und insbesondere die deutschen Minderheiten im Ausland würden von fremden Völkern bedrängt. Um dem zu begegnen, müsse man, so heißt es im Vorwort der Sammlung „Das Aufrecht Fähnlein“, in den „altererbten Weisen“ die „Wurzeln deutscher Seele“ wiederentdecken. Dabei gelte es, „allen fremden Schutt zur Seite [zu] räumen, der uns den Zugang zum ‚altdeutschen‘ Jahrhundert, dem Jahrhundert Hans Sachsens und Dürers, verlegt“⁸. Zwischen Hensel und Josef Pommer gab es ideologische Berührungspunkte: Letzterer hatte 1905 sein Liederbuch dem „Deutschen Schulverein“ gewidmet, der in der österreichischen Reichshälfte der Doppelmonarchie aktiv die Stärkung des Grenz- und Auslandsdeutschtums unterstützte.

Seit 1933 beriefen sich die NS-Ideologen gern auf den von Hensel repräsentierten Zweig der Jugendbewegung. Das Vorwort des in der NS-Zeit veröffentlichten „Deutschen Frauenliederbuchs“ betont die Kontinuität von dessen „Volkssingebewegung“, die „vor über zehn Jahren in schwerer Notzeit vom stark unterdrückten Grenzlanddeutschtum“ ausgegangen sei.⁹

Seit 1933 tauchte „Im Märzen der Bauer“ in zahlreichen Liederbüchern der NS-Bewegung auf.¹⁰ Es stand im Einklang mit deren das Bauerntum idealisierenden „Blut und Boden“-Mystizismus. Dennoch war das „Bauernlied“ bzw. „Bauernlob“ – so lautete meist der Titel – kein Nazi-Lied, sondern es teilte das Schicksal zahlreicher populärer, im „Dritten Reich“ politisch missbrauchter, oft sogar gänzlich „unschuldiger“ Lieder.

Als Hensel in den zwanziger Jahren sein Lied veröffentlichte, hatte die Mechanisierung der Landwirtschaft bereits eingesetzt. Im Text finden sich davon kaum Spuren, daher wurde öfter sein Anachronismus kritisiert. „Die traurige und idealisierende Schilderung der

Mühen und Freuden des Bauernstandes, zu einer Zeit, als die ersten Dampftraktoren das Pferd in der Landwirtschaft abzulösen begannen, verrät schon eine gewisse Entfremdung von der Wirklichkeit.“¹¹

Um den Text zu aktualisieren, wurden verschiedene Umdichtungen vorgenommen. Eine Neufassung von O. Haen, die 1973 in der Sammlung „Der Liederquell“ veröffentlicht wurde¹², wirkt aber trotz aller Veränderungen nicht zeitgemäßer. Der Autor mochte nicht einmal auf das an Kinderspielzeug erinnernde „Rösslein“ verzichten, fügt ihm sogar weitere verniedlichende Diminutiva – das „Kälbchen“ und das „Lämmchen“ – hinzu. Gegenüber Hensels Fassung scheint hier das Leben des Bauern jedoch durch unermüdlichen Fleiß geprägt; die Arbeit lässt für Vergnügungen keinen Raum: Die singenden Frauen (die Bäurin und die Mägde) aus der zweiten Strophe sind verschwunden. Nur der späte Abend und der Winter gönnen dem Bauern, der hier sehr einsam agiert, Ruhepausen.

Im Märzen der Bauer sein Rösslein einspannt,
bestellt seine Felder, die Wiesen, das Land.
Er pflügt seinen Acker, er egget und sät
Und rührt seine Hände von morgens bis spät.
Und hat er bestellt seine Felder mit Fleiß,
im Garten gesetzt so manch neues Reiß [sic],
Gejätet die Beete mit Mägden und Knecht,
dass auch in dem Garten gedeihe es recht.
Dann hat er das Tagwerk noch lang nicht vollbracht,
er füttert die Tiere noch ehe es Nacht.
Die Rösslein, das Kälbchen, das Lämmchen,
die Kuh,
und geht dann mit Frieden im Herzen zur Ruh.
So geht mit viel Arbeit der Frühling vorbei.
Im Juni schon erntet der Bauer das Heu,
dann mäht er Getreide, im Herbst drischt ers aus.
Im Winter dann gibt es manch fröhlichen Schmaus.

Aktueller erscheint die Liedversion aus dem Liederbuch „Sing mit, Pionier!“ aus

dem Jahr 1972¹³, die den veränderten politischen und gesellschaftlichen Kontext der DDR spiegelt. Zwar möchte sie auf den Wortlaut des traditionellen Liedes nicht verzichten, verwendet ihn komplett – bis auf eine fast unmerkliche Modifikation in der zweiten Strophe: Anstatt „Die Bäurin, die Mägde, sie dürfen nicht ruhn“ heißt es hier: „Die Bäurin, der Bauer, sie dürfen nicht ruhn“. Diese Änderung drückt auf unspektakuläre Weise aus, dass der Klassengegensatz zwischen Bauer bzw. Bäuerin und Magd bzw. Knecht nicht mehr existiert. Außerdem wurde dem tradierten Text eine vierte Strophe hinzugefügt, die die modernen Maschinen und darüber hinaus die kollektive Landwirtschaft des neuen Systems gegenüber den Produktionsbedingungen der Vergangenheit als segensreich und effizient preist:

Ja, so war es einst, und die Arbeit war schwer.
Jetzt schaffen Traktoren und Mähdrescher mehr;
Und seit nun die Felder zusammengetan,
da kommt die Genossenschaft schneller voran.¹⁴

Radikaler wirkt eine Aktualisierung des Liedes aus dem Jahr 1984, über die die „Rheinische Post“ damals berichtete¹⁵:

Im Märzen der Bauer den Traktor anlässt
Und spritzt sein Ackerland emsig und fest.
Kein Räuplein, kein Kräutlein dies Gift überlebt,
den Vöglein im Walde das Mäglein sich hebt.
[...]
Im Sommer der Bauer die Säcklein entleert.
Er weiß, wie man düngt, ja aus dem Eff-eff
Von Bayer und Hoechst und BASF.
Im Winter der Bauer sein Scheckbüchlein
nimmt,
mit Weib und Kind den Mercedes erklimmt.

Die Lehrerin einer siebten Klasse der Hauptschule in Berching (Oberpfalz) hatte diese Neufassung für den Unterricht ausgewählt, „um den Kindern den Unterschied zwischen romantischer Verklärung und rauher Wirklichkeit zu verdeutlichen“¹⁶. Dass das Lied vom intakten Landleben hier

umfunktioniert wurde zu einem Protestlied, das die Umweltzerstörung durch den Einsatz von Chemikalien anprangert, löste empörte Reaktionen aus. Ein Vater – Landwirt von Beruf – wandte sich entrüstet an den Schulrat: „Welches Maß an Unverfrorenheit besitzt diese Lehrerin, die Kindern dieses Lied zum Singen gibt, deren Eltern Tag und Nacht in der Landwirtschaft arbeiten?“¹⁷ Die Pädagogin musste um ihre Stellung fürchten, wurde jedoch vom zuständigen Schulamt in Schutz genommen.

Schon in den siebziger Jahren war das „Bauernlied“ innerhalb der Anti-Atomkraft-Bewegung dazu benutzt worden, um gegen den Bau von Kernkraftwerken zu protestieren. Roland Vogt, seit 1975 Mitstreiter der badisch-elsässischen Bürgerinitiativen gegen die Atomkraftwerke Wyhl, Fessenheim (Elsaß) und Kaiseraugst bei Basel und seit 1977 Vorsitzender des Bundesverbandes Bürgerinitiativen Umweltschutz, sang das Lied am 31. März 1978 auf der Abschlusskundgebung des Trecks von Gorleben (Region Wendland) nach Hannover.¹⁸ Vom Originallied bleibt nur die erste Strophe unangestastet. Die weiteren neun Strophen, von denen im Folgenden nur einige zitiert seien, beziehen sich hingegen auf die aktuellen politischen Auseinandersetzungen. Der Ernst der Situation wird musikalisch unterstrichen, indem einige der Strophen von der ungetrübten Dur-Stimmung des Originalliedes in ein düsteres Moll wechseln.

1. Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt.
Er setzt seine Felder und Wiesen instand.
Er pflüget den Boden, er egget und sät.
Und rührt seine Hände frühmorgens bis spät.
(Moll)

2. So war es vor Zeiten – so ist es noch heut'.
Im Wendland zu leben hat niemals gereut.
Doch wird nun die Angst in die Seelen gesät.
Komm, Bauer, und wehr' dich – sonst ist es zu spät.
(wieder Dur)

3. Im Märzen der Bauer den Trecker einspannt.
Er treckt nach Hannover durch's wendische Land

Herr Albrecht¹⁹, wir kommen und legen uns quer.

Der Schiet vom Atomstrom der kummt hier nicht her!

Neuschöpfungen wie diese verhindern – gerade wenn sie auffallen und Anstoß erregen –, dass tradiertes Liedgut erstarrt und abstirbt. Sie erhalten es im Gegenteil am Leben, holen es in die Gegenwart, indem sie auf eine alte Praxis des Liedsingens zurückgreifen: Seit Jahrhunderten fungieren Umtextierungen, die in der Musik auch Parodien oder Kontrafakturen genannt werden, in Konfliktsituationen als Medium der Meinungsäußerung. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts nutzte Martin Luther zur Propagierung seiner theologischen und kirchlichen Reformvorstellungen die Bekanntheit tradierter Melodien als Transportmittel neuer Inhalte. In Diktaturen wie dem NS-Regime dienten Kontrafakturen dazu, oppositionelle Auffassungen zu tarnen. Da sie meist nicht schriftlich fixiert waren, konnten sich die Sänger gegenüber Spitzeln – leider nicht immer erfolgreich – auf den unverfänglichen Ursprungstext berufen.

Auch unter demokratischen Verhältnissen büßen Umtextierungen populärer Lieder ihren Sinn und Zweck nicht ein – ohne das in Diktaturen überlebensnotwendige Versteckspiel. Gerade im offenen Diskurs fungieren sie als ein legitimes, legales Mittel freier, unzensurierter Meinungsäußerung. <<

» ANMERKUNGEN:

- 1 „Das Aufrecht Fähnlein“. Liederbuch für Studenten und Volk. Im Auftrag des Bundes der Freischaren herausgegeben von Walther Hensel. Augsburg 1926. S. 71. (Erstausgabe 1923.)
- 2 Josef Pommer: Liederbuch für die Deutschen in Österreich. 5., vermehrte und verbesserte Auflage Wien 1905. S. 223.
- 3 Das Volksliederbuch. Hg. und mit Erläuterungen versehen von Heinz Rölleke. Köln 1993. S. 275.
- 4 Ebd.
- 5 „Singeborn“. Hg. von Hans Römhild. Kassel 1965. S. 24.
- 6 „Das Aufrecht Fähnlein“. S. 71.
- 7 Volkslieder aus Thüringen. Hg. von Günther Kraft. Leipzig (1959). S. 23 f.
- 8 „Das Aufrecht Fähnlein“. Vorwort.
- 9 Deutsches Frauenliederbuch. Hg. von Erika Steinbach. Kassel o. J. Vorwort.
- 10 Vgl. „Glück ab Kameraden! Liederbuch der deutschen Flieger“. Kassel 1935, S. 109; „Lieder unseres Volkes“. Hg. von Hermann Peter Gericke, Hugo Moser, Alfred Quellmalz. Kassel 1938. S. 11; Deutsches Frauenliederbuch. Hg. von Erika Steinbach. Kassel o. J. S. 27; „Werkleute singen“. Lieder der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Hg. von Heinz Ameln. Kassel 1936. S. 31; „Wir Mädels singen“. Liederbuch des Bundes Deutscher Mädels. Hg. vom Kulturstamt der Reichsjugendführung. Wolfenbüttel und Berlin 1937, S. 174 f.
- 11 Das Volksliederbuch. Hg. und mit Erläuterungen versehen von Heinz Rölleke. Köln 1993. S. 275.
- 12 Der Liederquell. Eine Sammlung der schönsten Volks- und Kinderlieder aus dem Jahreskreis des deutschen Liederschatzes. Wilhelmshaven. S. 21.
- 13 „Sing mit, Pionier!“ Liederbuch der Jungpioniere. Hg. in Zusammenarbeit mit der Abteilung Junge Pioniere im Zentralrat der FDJ. Ausgewählt und zusammengestellt von Siegfried Bimberg. 2. Aufl. Leipzig 1972. S. 168 f.
- 14 Als Verfasser der neuen vierten Strophe ist Christian Lange genannt.
- 15 Rheinische Post Nr. 120 vom 23. Mai 1984.
- 16 Ebd.
- 17 Ebd.
- 18 Grüne Lieder. Umwelt-Liederbuch. Hg. von Manfred Bonson. Reinbek bei Hamburg 1980. S. 182 f.
- 19 Gemeint ist Ernst Albrecht, von 1976 bis 1990 Ministerpräsident von Niedersachsen.

Advent und Weihnachten –

Einige Beobachtungen zur Dorfgemeinde im Kirchenjahr

In unserer sich immer mehr differenzierenden Gesellschaft, differenziert sich auch die Kirche im Dorf. Sie wird in Teilen und nicht als Ganzes wahrgenommen. Sie ist kein Machtapparat, aber eine Institution. Manche Aufgabe wird ihr zugesprochen und manch andere Zuständigkeiten werden ihr abgesprochen. Für einige ist sie wichtig oder vertraut, für andere nebensächlich bis unwichtig. Mehr als bei den katholischen Geschwistern steht und fällt sie bei uns Evangelischen mit den Personen, die in ihr wirken, und sie repräsentiert durch ihre Gebäude Mehrdimensionalität, die Sehnsucht nach Ganzheit ebenso wie die Anwesenheit Gottes. Im Puzzle des persönlichen wie des dörflichen Leben hat die Kirche ihren Platz, aber sie muss ihn auch ausfüllen. Angesichts eines innerkirchlichen Strukturwandels und zunehmender Finanzierungssorgen mit der fortschreitenden Überalterung unserer Gesellschaft scheint dies schwierig und auch von der Kirchensoziologie und Pastoraltheologie noch nicht recht reflektiert.

Mit den Veränderungen der Lebenswelt verändern sich auch die religiösen Erfahrungen und Deutungen und mit ihnen die Organisation des kirchlichen Lebens auf dem Land. Einige meiner Beobachtungen

will ich skizzieren. Vielleicht machen Kolleginnen und Kollegen ähnliche Erfahrungen. Ein Konzept für die kirchliche Arbeit ist damit nicht entfaltet. Aber vielleicht ein Anfang gemacht, um mit anderen über die Arbeit der Kirche auf dem Lande weiterzudenken.

Ich beobachte: Meine Dorfkirche ist an Weihnachten voll, auch bei Beerdigungen. Selbst die Ausgetretenen und Distanzierten trauen sich über ihre Schwelle. Ansonsten ist der Gottesdienstbesuch unterschiedlich, lässt mancherorts sicher sehr zu wünschen übrig. Rheinhessen sind in der Regel funktionale Kirchgänger. Das ist ein Thema für sich. In meiner ersten hessischen Gemeinde gab es gut besuchte Advents- und Passionsandachten in den sogenannten Bußzeiten. Damals empfand ich sie oft als Last und heute fehlen sie mir. Die Vorbereitung auf manches kirchliche Hochfest ist uns verloren gegangen, weil wir auch das Fest im gesellschaftlichen Zusammenleben verloren haben. Aus ganz unterschiedlichen Gründen.

VERÄNDERTER LEBENSRYTHMUS

So wie sich das Klima und die gesellschaftliche Entwicklung gewandelt hat, wandelt sich auch der Jahreslauf im Dorf,

das individuelle Zeitempfinden und das Kirchenjahr. Mögen sie in früheren Zeiten noch große Übereinstimmungen und Schnittmengen gebildet haben, sind heute Leben, Arbeiten, Glauben zu eigenen Sphären geworden, deren Verbindung das Individuum alleine leisten muss. Ein einzelner Christenmensch lebt also in verschiedenen und nicht immer kompatiblen Welten. Die Verschiebung der Arbeits- und Schulzeiten führt zu einer Atomisierung der sozialen Beziehungen und Bindungen.

Unser Kirchenjahr lebt von der zyklischen Wiederkehr verschiedener Feste und Zeiten, die sinnhaftes Gepräge habe. „Alle Jahre wieder ...“ Der modere Mensch aber scheint die Zeit – besonders seine Lebenszeit – linear als ablaufende bzw. vorausschreitende zu empfinden. „Heute hier – morgen dort ...“ Die geschichtliche Dimension verliert sich ebenso wie die zeitgleiche gesellschaftliche Gemeinschaftserfahrung. Seit dem Entstehen des Kapitalismus wurden Arbeit und Freizeit ebenso individualisiert wie Glaube und Religion. Der Mensch des 21. Jahrhunderts lebt in einer diffusen Parallelität: So wie auf dem Lebensmittelmarkt alles zu jeder Zeit durch Sklavenarbeit und Import zu haben ist, will er auch in seinem persönlichen Leben „alles haben“, wenn ihm danach zumute ist. Auch im religiösen Bereich.

Noch prägen die großen christlichen Feste einige Zeitgliederungen. Ostern, Pfingsten und Weihnachten gibt es in den Schulen Ferien. Diese entstandene „Freizeit“ nutzen die Familien für ihren Urlaub, für Programm und Entspannung. Da scheint Kirche nicht mehr dazuzugehören. Das theologisch zentrale Osterfest fällt also für die meisten bundesdeutschen Familien mit Kindern aus. Ein großer Teil unserer Gemeindemitglieder strebt andere Ziele an. Und über kurz oder lang geht über die nicht mehr um das Osterfest vorhandenen Erfahrungen die Auferstehung Jesu als Thema gänzlich verloren. Nicht nur das Kirchenjahr ist zur Subkultur in der spätkapitalisti-

schen Gesellschaft geworden – auch die Theologie. In der Stadt vielleicht mehr als auf dem Dorf, aber eben auch hier.

ADVENT, ADVENT ...

Auch wenn die Supermarktketten eine andere Position vertreten, beginnt der Advent erst im Dezember. Als Kirchen beklagen wir das und mobilisieren und sensibilisieren mit unterschiedlichem Erfolg unsere Mitglieder und andere. Mit viel Mühe achten wir auf unsere Sprachregelungen und unterscheiden zwischen Advent und Weihnachten. Das ist gut so, aber liegt nicht im Trend und hält ihn auch nicht auf.

BELIEBTE WEIHNACHTSHITS KONTRA KLASSIKERN

Liebhaber der Kirchenmusik entdecken die Adventslieder, während sich in pädagogischen Arbeitsfeldern immer neue geistliche oder weniger geistliche Lieder zur Jahreszeit und zum Fest ausbreiten. Gospels und amerikanische Kirchenlieder – mit oder ohne Übersetzung – erobern sich die Herzen. Und meist sind es Weihnachtslieder. Natürlich wirkt sich die veränderte Musikpflege auf unsere Gottesdienste aus. Aus Mitarbeiterkreisen werden dann für den Advents- oder Weihnachtsgottesdienst von Kindergarten oder Schule vorgeschlagen: Rudolph, the red-nosed reender, Jingle bells, The little drummer boy, Mary's boy child und We wish you a merry christmas. „Das kennt doch jeder, Herr Pfarrer“. Abgesehen, dass diese Behauptung nicht stimmt, zeigt sie unser volkskirchenmusikalisches Elend auch auf dem Land.

Das Vertraute ist uns nicht mehr vertraut. Anders als wohl im anglo-amerikanischen Raum haben wir in unseren Kirchen die vielen schönen Weihnachtslieder auf die wenigen Tages des Festes festgelegt. Was theologisch durchdacht erscheint, erweist sich mit Blick in unsere Volkskirche als pädagogisch ungeschickt. Die durchaus inhaltsreichen und musikalisch starken Lieder aus unserer christlichen Tradition tauchen nur

noch als eingeblandete Hintergrundmusik zu Einkauf, beim Essen und zum Feiern auch. Aufmerksame Hörer können so unter Umständen in hygienischen sauberen Anstalten von noblen Hotels oder von Autobahnraststätten ihr elementares Geschäft zu den Klängen von „Es ist ein Ros entsprungen“ erledigen. Gesungen werden sie nicht mehr. Auch ihre sinnreichen Texte oder chiffrenhaften Bilder gehen uns flöten. An ihre Stelle tritt anderes.

Vor hast hundert Jahren konnten Pfarrer als Anregung für ihre Adventspredigt in dem von Johannes Fenner (im Zuge der Dorfkirchenbewegung während des ersten Weltkrieges) herausgegebenen Predigtbuch der Dorfkirche in einer Adventspredigt über Lukas 1, 68-79 lesen: „Alle die herrlichen Adventslieder klingen aufs neue in unserer Seele, so wie sie uns von Jugend auf vertraut und lieb geworden sind und sie unsere Väter auch schön gesungen haben. Sie sollen ihren Freudenklang auch klingen lassen in ernster Zeit und sollen wieder neu werden in den Herzen unserer Kinder. So bleibt ihr Wert von Jahr zu Jahr.“⁴¹

Ich singe gerne. Nicht alles, was ich da an modernem mit viel Mühe von jung und alt geübt erlebe, in der Übersetzung vernehme oder als Melodie höre, überzeugt mich immer. Da bin ich doch als Pfarrer eigen und manchmal auch entsetzt. Vielleicht sollten wir eben doch manche unserer Weihnachtslieder auch schon im Advent und vielleicht auch zu anderen Jahreszeiten singen, wenn wir sie nicht ganz aufgeben wollen. Ich singe gerne und ich mag Musik. Deshalb bedaure ich, wenn in unserem Kindergarten, in unserer Grundschule, in unserer Hauptschule nicht mehr gesungen wird und die Kollegin bei der Konfirmandenfreizeit sagt, das sparen wir uns lieber.

Wir brauchen den Wechsel von Vertrauten und Neuem, modernes Liedgut ebenso wie altes. Die alten Gesänge sind keine Museumstücke und die neuen nicht unbedingt Eintagsfliegen. Auf das Zusammenspiel kommt es an. Sie sind Medium

für unsere Gefühle und Ausdruck unseres Glaubens. Das macht ihren Wert und ihren Klang aus. Aber wer singt heute, außer den Mitgliedern von Chören? Alleine diese bei uns in der Kirche so gepflegte Kulturtechnik wirkt auf viele unsere Gottesdienstbesucher angestaubt und antiquarisch, mehr eine Last als eine Ausdrucksmöglichkeit und Freude. Da braucht es geschickte Moderation und Motivation.

MUSIKALISCHE ADVENTSGOTTESDIENSTE

Unsere Adventsgottesdienste – mit viel Musik und bei Kerzenschein – ereignen sich in zwei Erlebnisformen. Die einen tragen unter Beteiligung dörflicher Musikvereine Eventcharakter. Aus einer sich wandelnden Konzerttradition heraus sind sie entstanden. Weil die Musikvereine mit einem ganzen Konzertprogramm überfordert waren, sind sie spannende Kooperationen eingegangen. Plötzlich tauchen ganz unterschiedliche Musikarten nebeneinander auf: Bach und Kinderlieder, Gospel und Kammermusik, Blech und Arien, Geistliches zum Kirchenjahr und Allwetterfestes. Meine Funktion als Pfarrer in diesem spannenden Potpourri ist es in Raum und Zeit die unterschiedlichen Interessen und Möglichkeiten in eine Gemeinschaft stiftende Form zu bringen. Das kann mit Hilfe der traditionellen Liturgie geschehen oder mit einer anderen Form.

Die anderen Adventsgottesdienste tragenden trotz hervorragender textlicher, musikalischer oder kommunikativer Gestaltung den Charakter einer Kleingruppenveranstaltung. Entweder sind ältere Semester – meist Frauen – mit den Akteuren unter sich oder Schulklassen und Kindergarten- gruppen. Das hat etwas, weil es unter Umständen sehr Zielgruppenorientiert ist, übergreift aber weder Generationen noch soziale Gruppen. Die Vielfalt der vorweihnachtlichen Aktivitäten im Dorf und im Umland scheint den Adventsgottesdienst zu einem Auslaufmodell zu machen.

Schon seit Jahren geben wir den Adventsgottesdiensten eine besondere Liturgie, in deren Rahmen z.B. der Adventskranz angezündet und besungen wird. Da hinter stand die Idee, aus der Dekoration wieder eine Zeichenhandlung zu machen. Aus der Routine wieder einen Weg. Der Horizont aber bleibt arg auf unsere Kirchen begrenzt. Frage eines Kindergartenkindes bei der Besichtigung der Kirche: „Was ist denn das für ein grünes Teil?“ Antwort eines Schulkindes: „Da ist jemand gestorben.“ Unser Brauchtum verändert sich. Was wir brauchen, müssen wir gebrauchen oder plausibel machen. Gemeindepädagogik und gemeinsame Erfahrungen müssen sein. Advent einmal anders ... oder so.

LEBENDIGER ADVENTSKALENDER

Auch auf dem Dorf gibt es inzwischen in einigen Orten lebendige Adventskalender: Vom ersten bis zum 24. Dezember gestalten einzelne Mitbürger, Familien, Vereine oder Gruppen „etwas für andere und mit anderen“. Die Gesamtorganisation liegt im einen Ort bei der Kirchengemeinde, im nächsten beim Kindergarten und im übernächsten bei den Gewerbetreibenden. Nachdenkliches mit einer Geschichte, einem Gedicht, einem musikalischen Vortrag oder auch einem Gebet und etwas Gemeinsames mit einem Lied und Essen und Trinken. In einem Ort angestoßen von kirchlichen Mitarbeitern, im nächsten Ort organisiert vom Gewerbeverein. Einmal war das letzte Fenster: die offene Tür der Kirche zum Krippenspiel. Einmal gestaltet das Kindergottesdienst-Team einen Kalenderabend. Eine Bereicherung der Festkultur, die auch ihre Schattenseiten hat, wenn Familien oder Vereine sich mit ihrer Gestaltung übertreffen wollen oder wenn es jeden Abend Glühwein und Brühwürste gibt und alles Nachdenkliche mangels schlechter Akustik ungehört verhallt oder gleich ganz unter den Tisch fällt. Kommentar einer Mutter: „Jeden Abend kriege ich das nicht hin. Bis ich von der Arbeit komm und bis die Kinder dann ...“

» Mir scheint es, als haben wir für unsere Familienfeiern die Formen verloren und drängen deshalb nach außen auf das, was sich bietet. Distanz und Nähe, Individualität und Sozialität, Inhalt und Form brechen immer mehr auseinander oder suchen ihre Ganzheit. «

Was bereichern soll, kann zum Stress werden. Weniger ist vielleicht mehr. Warum in manchen Orten die Adventskalender so Hochkonjunktur haben, dass die beschränkten Abende unter den zahlreichen Bewerber verlost werden müssen, und andere Orte sich scheinbar resistent verweigern und diesen neuen Brauch nicht einführen, bleibt mir ein Rätsel. Allerdings beobachte ich, wie aus der Feier im Kleinen, im familiären Rahmen, in der Dichte der eigenen vier Wände, eine Großveranstaltung wird, im Freien, im öffentlichen Raum, mit gemischtem Publikum, zu dem ich ganz unterschiedliche oder auch gar keine Beziehungen habe. Mir scheint es, als haben wir für unsere Familienfeiern die

Fortsetzung Seite 30

UTE RÖNNEBECK

BIS ORAT, QUI CANTAT. DOPPELT BETET, WER SINGT!

Jetzt ist wieder die Zeit der großen Messen und Adventskonzerte. Heute, am 1. Adventssonntag, habe ich in der Kölner Philharmonie den „Messias“ von Händel gehört. Ich denke: Martin Luthers Aussage stimmt: „Wer singt, betet doppelt!“.

Aber: Wo aber wird noch gesungen? Etwa so wie an den Geburtstagen meiner Großelterngeneration und an den Heiligabenden meiner frühen Jahre? Da wurden oft mit bis zu 15 Personen in einem Raum Volkslieder, Küchenlieder, Adventslieder, Weihnachtslieder vielstrophig und mehrstimmig bei Familienfesten intoniert. Auch lange Autofahrten mit der Familie in den Urlaub haben wir singend – ohne Autoradio - überbrückt.

„Wer singt, betet doppelt!“ Ist das Singen eine Sache der Vergangenheit? Wir müssen es wohl hinnehmen, dass die Technik das eigene Singen und Musizieren verdrängt. Wo außer in Chören und Gesangsvereinen wird noch gesungen – abgesehen von Fußball, Karneval und Gottesdienst!? Mehr fällt mir kaum ein.

Für Luther, den studierten Magister der Künste, war die Musik die schönste Gabe Gottes: Er empfahl die Musik und den Gesang als eine Therapie gegen den sauren Geist, gegen die Depression. Singen wirkt tatsächlich heilsam auf die Seele. Wer seiner Stimme Ausdruck gibt und ihr zuhört, kann seine eigenen Stimmungen mitbestimmen, findet einen körperlichen Zugang zu seiner Seele.

Klangfarbe, Lautstärke und Klangmelodie geben auch den Zuhörenden Auskunft über die emotionale Stimmung der Singenden. Diese emotionale Ausdruckskraft lässt uns Stimmen sympathisch oder unsympathisch erscheinen.

Sobald der Mensch seine Stimme zum Singen anhebt oder anderen beim Singen zuhört, beginnt auf seltsame Weise etwas in ihm zu schwingen. Es kann uns noch stärker ansprechen als das schönste Gedicht oder Gemälde, lässt uns in andere Welten eintauchen.

Wer viel singt, findet vielleicht auch leichter die richtige „Tonlage“ im Gespräch.

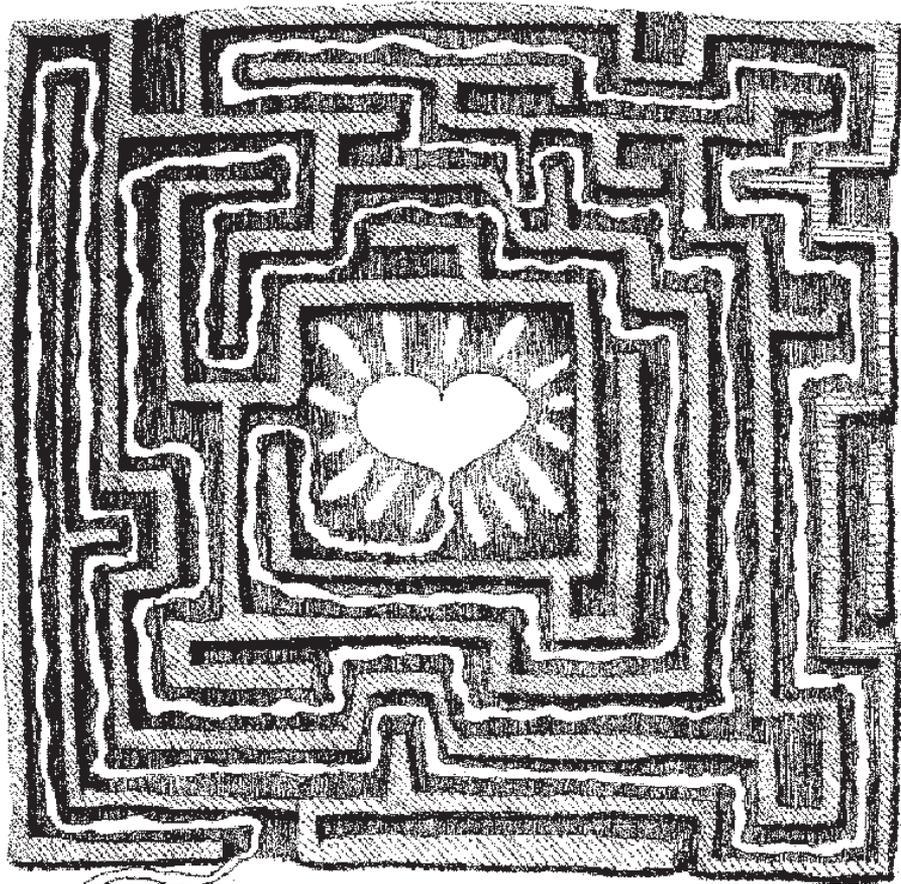
Friedrich Rückert schrieb über das Singen:
Dass Menschen trauern, klagen, statt zu singen!

*Und sich mit Grillen plagen, statt zu singen!
Dass sie die Stirne reiben, hinter'm Ohr sich kraul'n*

*Und Finger nagen, statt zu singen!
Einander in Gesellschaft langweilen
und kahle Lügen sagen, statt zu singen!
Man sollte gar in diesen Tagen
Kein Wort zu sprechen wagen, statt zu singen!*

Gemeinsames Singen ist Meditation, Gebet und Kommunikation mit der Schöpfung.

„Wer singt betet doppelt!“ ‹‹



Hab oft im Kreise der Lieben
im duftigen Grase genut
und mir ein Liedlein gesungen
und alles war wieder gut.

Formen verloren und drängen deshalb nach außen auf das, was sich bietet. Distanz und Nähe, Individualität und Sozialität, Inhalt und Form brechen immer mehr auseinander oder suchen ihre Ganzheit.

ALLE STÖHNEN ...

Ob Erzieherinnen und Mütter, ob Landfrauen oder Senioren, ob Vereinsvorsitzende oder Bürgermeister, viele empfinden die Zeit vor Weihnachten als sehr stressig. Die einen besuchen alle Senioren eines Ortes, die andern haben Feiern für ihre Mitglieder zu organisieren. Viele sind als Gäste oder als Programmpunkt zu mehreren Veranstaltungen eingeladen und stöhnen. Die Zeit wird weder als besinnlich noch als entspannend empfunden. In unseren Gemeinden laufen wir fleißig mit. Nach dem Motto „Dabeisein ist alles“ treten Pfarrerinnen und Pfarrer bei vielen Anlässen auf und veranstalten viele einzelne Gemeindegruppen ihre eigenen Aktivitäten. So kommt es, dass der Nikolaus eben nicht allein am 6. Dezember in Erscheinung tritt, sondern bei manchen Feiern, wie etwa beim Kindergarten, dem Weihnachtsmarkt und dem Sportverein, in ganz unterschiedlicher Gestalt, kleine oder große Geschenke verteilend, auftaucht. Statt Weihnachten am 1. oder 2. Weihnachtstag zu feiern wird es über den 24. Dezember hinaus auf viele Tage des Dezembers vorverlegt oder verlängert und prozessionshaft an vielen Orten gefeiert.

Bisher dachte ich immer: Das sind Gelegenheiten, wo Kirche positiv präsent ist, Gesicht und Herz zeigt, wo sich die Botschaft herumspricht und ausbreitet, wo Christen untereinander und mit anderen kommunizieren. Inzwischen bin ich skeptischer. Alle stöhnen und machen mit. Warum eigentlich? Was wäre, wenn wir auf alle unsere gemeindliche Weihnachtsveranstaltungen verzichten würden und als Pfarrerinnen und Pfarrer auch auf die Repräsentation bei Feiern in unserer Region? Wen oder was feiern wir eigentlich? Ich hege den Verdacht, dass wir eine andere

Feierkultur brauchen. Sollten wir nicht gegen die funktionalisierende Entfremdung unserer Feierkultur ein Zeichen setzen: statt mehr Licht an im Advent eben weniger. So wie der erste Adventskranz des Heinrich Wichern sich mit seinen Tageskerzen auch auf die vier Sonntagskerzen reduzierte. Weniger könnte mehr sein.

DEN STANDORT BESTIMMEN

„Schon jetzt lässt sich absehen,“ schreiben Klaus-Dieter Jörns und Karl-Heinrich Bieritz in ihrem Artikel zum Kirchenjahr in der TRE, „dass sich das Kirchenjahr als subkultureller Festcode volksgemeinschaftlich nur in dem Umfang wird behaupten können, wie es sich mit den anderen kulturell wirksamen Codes vermitteln lässt“.²

Mich interessiert, wie dies andere Kolleginnen und Kollegen, andere Gemeinden in anderen Regionen lösen und wie sich unsere kirchenjährliche Brauchtum sich so in dörflichen und urbanen Strukturen des 21. Jahrhunderts mehr volksgemeinschaftlich oder mehr familienkirchlich weiter entwickelt und welche Vielfalt und welche Linien sich abzeichnen. Wie empfinden Sie die zeitliche Gliederung Ihrer Arbeit? Welche Bedeutung hat das Kirchenjahr für Sie und Ihre Gemeindeglieder? Hat es gliedern- und heilsame Funktionen oder nicht? Mich interessiert, welche Beobachtungen andere machen, welche Gedanken sie entwickeln und Ansätze sich gemeinsam finden lassen. Ist das Kirchenjahr noch zu retten? Oder rettet uns das Kirchenjahr? Brauchen wir es überhaupt? Was ist wichtig und welchen Ausdruck finden wir dafür. Liebe KollegenInnen welche Erfahrungen und Ideen machen Sie? <<

» ANMERKUNGEN

1 Johannes Fenner (Hg.), Predigtbuch der Dorfkirche, Berlin 1915. Heft 2, S.7

2 Klaus-Peter Jörns/Karl-Heinrich Bieritz, Artikel Kirchenjahr, TRE Band XVIII, Berlin 2000, 575-599, hier 591

Gospelmusik –

Impulse für die Gemeindearbeit im ländlichen Raum?

Vor zehn Jahren:

Am Nachmittag des 19. September 1999 drängeln sich 225 Jugendliche und Erwachsene im bühnenähnlichen Chorraum der St. Petrikirche in Uelzen: Zum Gospelkonzert sind über tausend Zuhörerinnen und Zuhörer gekommen; die für die Chöre reservierten Plätze werden für Konzertbesucher freigegeben, so dass alle Mitwirkenden drei Stunden lang stehend vorne ausharren müssen. Eine kurzfristig installierte Übertragung auf die Straße ermöglicht, dass noch weitere Menschen den Abschluss des „1. Norddeutschen Gospelchortreffens“ miterleben können. Schon an den beiden vorangegangenen Tagen gab es Auftritte der beteiligten Gospelchöre im Krankenhaus, in Behinderteneinrichtungen, im Rathaus, in Gemeinden verschiedener Konfessionen sowie bei einem herbstlichen „Drachenfest“ im Landkreis – fast zwanzig Veranstaltungen mit über 4000 Zuhörern insgesamt.

Als zwei Tage später Rundfunk und Presse darüber berichten, ist deutlich geworden: Es gibt eine Gospelbewegung in Norddeutschland. Kurz zuvor waren die Veranstalter für diese Behauptung noch belächelt worden. Inzwischen wird niemand mehr die Existenz einer Gospelbewegung bestreiten, kaum eine Konfirmation kommt noch ohne den Auftritt eines Gospelchores aus und das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD hat dem „Gospelboom“ eine eigene aufwendige Befragung gewidmet, die im Sommer 2009 der Öffentlichkeit präsentiert wurde.

EIN LÄNDLICHES PHÄNOMEN!

Eine weitere Erfahrung vom ersten Gospelchortreffen ist aber vielleicht noch wichtiger und – gerade im Rückblick – bemerkenswert: Sämtliche Chöre, die an diesem Festival 1999 teilgenommen haben, kamen aus Dörfern oder Kleinstädten, aus dem ländlichen Raum. Die Gospelbewegung war von Anfang an ein ländliches Phänomen. Als es im 500-Seelendorf Gerdau schon einen Gospelchor gab, hatten weder die Kreisstadt Uelzen noch das benachbarte größere Celle einen. Ähnlich verhielt es sich in den Landkreisen, aus denen die anderen beteiligten Chöre angereist waren. Die ersten Gospelchöre sind auf dem Land entstanden, und bis heute liegt dort ein

Schwerpunkt der Gospelbewegung – so wie auch der „erste Gospelmusiker“ David nicht aus der Hauptstadt kam, sondern aus dem kleinen Bethlehem. Die Frage, welche Impulse die Gospelbewegung für den ländlichen Raum zu bieten hat, ist also keine Einbahnstraße: Zuerst einmal muss festgestellt werden, dass der ländliche Raum Impulse für die Gospelbewegung gab und gibt.

Warum aber passt die Gospelmusik aufs Dorf? Und wie kann sie das Gemeindeleben im ländlichen Raum fördern?

EIN HOFFUNGSIMPULS

Gospelmusik ist eine fröhliche, optimistische Musik, die stilistisch mit dem „Mainstream“ des heutigen Musikgeschmacks verwandt, aber nicht mit ihm identisch ist. Damit ist sie geeignet, der Depressivität, die manchmal gerade über dem dörflichen Leben liegt, etwas entgegenzusetzen. Die Läden machen zu, die Verkehrsanbindung ist schlecht, auch kirchliche Arbeitsplätze werden gestrichen, die jungen Leute ziehen weg – es gibt viele „Negativtrends“ für das Leben im ländlichen Raum.

Wenn dann eine neue Gruppe entsteht, die Menschen zusammenführt, ist das schon an sich ein Grund zur Freude. Es gibt im Gospelbereich viele musikalisch leicht zu lernende Lieder, so dass für einen neuen Chor schon relativ bald Auftritte und damit Erfolgserlebnisse möglich sind. Wenn dann zu einem Konzert sogar Besucher von außerhalb kommen (während sonst ja das Dorf der Ort ist, von dem man wegfahren muss, um etwas zu erleben), kann dies das Selbstbewusstsein und den Wunsch sehr fördern, etwas für die eigene Lebensqualität im Dorf zu tun. Auch so kann die Kirche mit ihren Angeboten dazu beitragen, dass trotz aller Probleme Menschen gerne auf dem Dorf leben, dort Entfaltungsmöglichkeiten für ihre Begabungen finden. Das ist nicht wenig. Ein Gospelchor bietet sicher nicht die einzige Möglichkeit dafür – aber eine vielversprechende.

GOSPELCHOR STATT KRISENBEHAFTETER ZIELGRUPPENARBEIT

Wir können die Chancen der Gospelmusik noch genauer betrachten. Eine erste These dazu lautet:

Die Gospelbewegung überwindet die „Zielgruppen-Ghettoisierung“ der kirchlichen Arbeit – und das ist im gegenwärtigen Klima des Stellenabbaus und der kirchlichen Sparmaßnahmen etwas Zukunftsweisendes.

Seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts hat es zahlreiche Konzepte und Ideen zum Gemeindeaufbau und zur Gemeindeentwicklung gegeben – die „Missionarische Doppelstrategie“ der VELKD („Öffnen und Verdichten“), das Kommunikationsmodell „Brücken bauen“, die Schlussfolgerungen aus der Kinsey-Studie, die Entdeckung des „Social marketing“ für Non-profit-Organisationen sind in der Kirche begeistert aufgenommen worden; es gibt den „Missionarischen Gemeindeaufbau“ nach Fritz Schwarz und vieles mehr. Alle diese Konzepte haben zwei Dinge gemeinsam: Sie waren zielgruppenorientiert und sie haben ein Phänomen wie die Gospelbewegung überhaupt nicht vorgesehen. Und nicht nur in den Papieren der Konzepte, auch in den Köpfen vieler kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter steckt es noch drin – das Ideal, dass es für alle Altersgruppen in der Kirche ein Angebot geben muss, von der Eltern-Kind-Gruppe bis zum Seniorentanz, außerdem spezielle Gruppen und Kreise für Frauen und Männer, Diskussionsrunden für akademisch Gebildete, Praktisches und Kreatives für die anderen, Hubertusmessen für die Jäger und Abendgottesdienste für die Langschläfer, Treffen für Alleinerziehende und Singles, aber auch Ehepaarkreise und Familienfreizeiten.

Spätestens jetzt aber gerät das Zielgruppen-Modell der kirchlichen Arbeit in die Krise: Es ist ja nicht nur die Personaldecke der Hauptamtlichen, die durch Stellenabbau und Sparmaßnahmen dünner wird. Auch die Gemeindeglieder, die ehren-

amtlich mitarbeiten, stehen häufig in ihrem Beruf stärker unter Druck als früher und neigen eher dazu, den zeitlichen Umfang ihres Engagements zu reduzieren. Und wer nach wie vor bereit ist mitzuarbeiten, hat zu Recht heute höhere Ansprüche an die erlebte Sinnhaftigkeit dessen, was er oder sie tut, erwartet auch stärker als früher Austausch mit anderen (auch Profis), Fortbildung, Anerkennung und Seelsorge. Die Hoffnung, dass Aufgaben, die bisher hauptamtlich erfüllt wurden, künftig einfach „von Ehrenamtlichen übernommen werden“ erfüllt sich nur selten. Das Konzept „Gesonderte Angebote für alle Generationen und alle Zielgruppen“ wird sich nicht durchhalten lassen, schon gar nicht im ländlichen Raum. Auf dem Dorf muss die eine Kirchengemeinde, muss der eine Pastor / die eine Pfarrerin für alle da sein – hier ist das Zielgruppenmodell heute mehr denn je eine strukturelle Überforderung. Ob es überhaupt der Weisheit letzter Schluss war, muss zusätzlich gefragt werden – warum soll die Kirche die „Atomisierung der Gesellschaft“ eigentlich zusätzlich fördern? Wäre es nicht eher ihre Aufgabe und auch ihre Chance, Menschen zusammenzuführen, die sich im Alltag eher nicht begegnen?

In Gospelchören singen Angehörige aller Generationen – das hat auch die oben erwähnte Gospelbefragung der EKD ein-drucksvoll bestätigt.

„ZUSAMMEN IST MAN WENIGER ALLEIN“

Eine zweite These:

Gospelmusik ermöglicht eine zeitgemäße Balance von Individualismus und Gemeinschaft, von Nähe und Distanz.

Wer auf dem Lande lebt, schätzt meistens am Dorf, dass dort soziale Kontakte selbstverständlicher und leichter sind als in manchen städtischen Gebieten, in denen das Leben als „anonym“ empfunden wird. Andererseits wird die „soziale Kontrolle“ bisweilen als Belastung erlebt. Denn jeder

legt auch Wert auf seine Individualität und will nicht vereinnahmt werden.

Natürlich ist auch ein Gospelchor eine Gemeinschaft, bietet die Möglichkeit zu gemeinsamem Tun und Erleben. Aber anders als in manchen anderen Gruppen musikalischer oder sportlicher Art ist die „Differenzierung“ der Entfaltungsmöglichkeiten innerhalb der Gruppe im Gospelchor besonders groß. Hier treten die Solisten in aller Regel aus dem Chor heraus dem Chor gegenüber, sie sind keine eingeflogenen hoch bezahlten Spezialisten, wie es häufig in der klassischen Kirchenmusik der Fall ist. Jedes Chormitglied kann einmal ein größeres oder kleineres Solo singen, niemand muss es. Instrumentale und rhythmische Begabungen können eingebracht werden, vom spontan eingesetzten Schellenkranz bis zur Djembe oder dem Cajon, für die man bei speziellen Workshops zwar immer bessere Kenntnisse erwerben kann, die aber trotzdem nicht erst eine aufwändige, langjährige Ausbildung erfordern, bis sie eingesetzt werden können. Nach der EKD-Studie sind es gerade Menschen aus dem sog. „Selbstverwirklichungsmilieu“, die in Gospelchören zu finden sind (eine Gruppe, die sonst in der Kirche fast nirgends zuhause ist). Das ist sicher auch in den vielfältigen individuellen Entfaltungsmöglichkeiten begründet, die in der Gospelmusik gegeben sind.

DAS EVANGELIUM WIRD ZUGÄNGLICH

Ein Drittes: Gospelmusik macht die Kirchenschwellen niedriger, ohne sie abzuschaffen.

Die Entfremdung vieler Menschen von der Kirche ist ja deutlich zu spüren, auch auf den Dörfern, wo die Kirche zwar vielleicht mitten im Dorf steht, aber nicht unbedingt mitten im Leben der Menschen eine wichtige Rolle spielt. Beim Versuch, Menschen einen Zugang zur Kirche zu ermöglichen, ist aber m. E. das Konzept „Billard statt Bibel“ gescheitert. Wenn ich die

Kirchenschwellen gänzlich abschaffe, wenn ich den Menschen sage: „Ihr könnt ruhig hereinkommen, hier drinnen ist es auch nicht anders als draußen“ – warum sollen sie dann überhaupt eintreten? Die Gospelmusik geht einen anderen Weg. Das Evangelium („the gospel“) steht im Mittelpunkt. Gospel ist der einzige Musikstil, der durch den Inhalt seiner Texte definiert ist. (Selbst so kirchenmusikalisch klingende Begriffe wie „Oratorium“ oder „Kantate“ können genauso gut für weltliche wie für geistliche Werke verwendet werden). Es feiern sogar theologische Begriffe und Inhalte fröhliche Auferstehung, die im 20. und 21. Jahrhundert bisher als besonders schwer vermittelbar oder unzeitgemäß gegolten haben – vom „Abwaschen der Sünde“ ist in einem der bekanntesten Gospelsongs die Rede („Oh happy day“), ganz unbefangen wird Jesus immer wieder als Herr, als Lord bezeichnet, und auch die Hoffnung auf das ewige Leben und die Freude daran wird häufig besungen. Man muss sich also schon auf vielleicht sogar fremde Inhalte einlassen, wenn man hier mitmacht. Aber zum einen werden die biblischen Inhalte nicht kopflastig vermittelt, sondern erfahrungsorientiert.

Das Wort „Gospel“ kommt vom altenglischen „gode spell“ und bedeutet „Gutes Kraftwort“. Das Evangelium wird nicht zuerst als abstrakte Wahrheit, sondern als lebensverändernde Kraft erfahren. Zum anderen kann man sich den Inhalten der Lieder „behutsam“ nähern und in einem individuell dosierten Tempo. Die entscheidende Chance und Hilfe dafür ist gerade das, was von Kritikern der Gospelbewegung häufig als Schwachpunkt genannt wird: der Gebrauch der englischen Sprache. Sie ermöglicht es, die Nähe und Distanz zum Inhalt unterschiedlich zu erleben und verhindert dennoch nicht – wie aber die Kritiker meinen – dass die Inhalte auch ankommen und Wirkungen zeigen. Denn die Gospelbefragung belegt: Die große Mehrheit der befragten Sängerinnen und Sänger geben an, dass

sich durch das Mitwirken im Gospelchor ihre eigene Religiosität und ihr Gefühl der Verbundenheit mit der Kirche verstärkt habe. Auch die Teilnahme an kirchlichen Veranstaltungen und Gottesdiensten nimmt in aller Regel bei Gospelchor-Mitgliedern zu – und zwar nicht nur an Veranstaltungen mit Gospelmusik.

In der Gospelbewegung werden tatsächlich „Heiden bekehrt“ und – vermutlich sogar in noch weit größerem Maße – „verlorene Schafe zurück gewonnen“. Ich habe beides erlebt: Dass jemand, der nicht konfirmiert und zeitlich fern von Evangelium und Kirche war, durch diese Musik und den dadurch ermöglichten Kontakt zur Gemeinde zum Glauben gekommen ist. Und oft habe ich festgestellt, dass Menschen der „mittleren Generation“, die nach dem Ausscheiden aus der kirchlichen Jugendarbeit schon lange keinen Bezug mehr zur Kirche hatten, hier wieder anknüpfen konnten („Damals in der Jugendgruppe haben wir auch viele Spirituals gesungen.“)

GOSPEL UND DIE NICHTKIRCHLICHE ÖFFENTLICHKEIT

Ein Viertes: Gospelchöre bieten besonders viele „Kontaktflächen“ zur nichtkirchlichen Öffentlichkeit.

Im ländlichen Raum gehört die Zusammenarbeit mit nichtkirchlichen dörflichen Akteuren schon immer zum täglichen Brot; es gibt – stärker als im städtischen Kontext – personelle oder organisatorische Überschneidungen der verschiedenen „Milieus“: Ein Gemeinderatsmitglied und die Vorsitzende der Landfrauen sind gleichzeitig auch im Kirchenvorstand, die Freiwillige Feuerwehr sichert den Martinsumzug, der Männergesangverein wirkt im Gottesdienst mit, Pfarrer und Bürgermeister führen gemeinsam den Kirchweih-Umzug an, die Volkshochschule nutzt für den Kochkurs die Gemeindehausküche ...

Da die Gospelmusik „einen guten Ruf hat bei denen, die draußen sind“, kann sie

diese Vernetzung verstärken. Gospelchöre werden zur Mitwirkung bei Schulentlassungen eingeladen, singen auf Weihnachtsmärkten und Straßenfesten, immer häufiger auch bei gemeinsamen musikalischen Veranstaltungen mit „weltlichen“ Musikgruppen.

Dazu trägt dazu auch bei, dass die Gospelchöre organisatorisch keineswegs immer als Gruppe der Kirchengemeinde organisiert sind. Da sie in einer Zeit entstanden sind, in der niemand bereit oder in der Lage gewesen wäre, für Gospelchöre neue Kirchenmusikerstellen zu schaffen, ist der Garten der Organisations- und Finanzierungsformen in der Gospelszene besonders bunt. Es gibt Chöre, die als Verein organisiert sind und ihren Chorleiter selbst bezahlen, manche firmieren als „Gesellschaft bürgerlichen Rechts“ (GbR), andere als Angebot einer Musikschule. Sind sie in einer Kirchengemeinde beheimatet, werden sie oft von Menschen im pastoralen oder diakonischen Dienst geleitet. Diese sind zwar „eigentlich für etwas anderes angestellt“, merken meist aber sehr schnell, dass sie durch die Gospelsarbeit ihr Eigentliches viel intensiver tun. So bin ich als Pastor durch die Gospelsarbeit viel stärker als Seelsorger, Theologe und als Missionar gefordert als früher und mache in diesem Zusammenhang genau das, wofür ich Pastor geworden bin. Und auch der oder die Hauptamtliche für Jugendarbeit kann seinen Auftrag durch einen Gospelchor vielleicht besser erfüllen als durch einen beaufsichtigten Kicker im Gemeindehaus.

Übrigens: Meistens lassen sich Neid- und Konkurrenzgefühle zwischen den traditionellen Chören und einem Gospelchor weniger durch Argumente aus der Welt schaffen als durch Zusammenarbeit: Ein gemeinsames Konzert aller Chöre und musikalischen Gruppen eines Dorfes oder einer Kirchengemeinde verschafft allen Beteiligten eine große Zuhörerschaft und ein gemeinsames Erfolgserlebnis.

GOSPELBEWEGUNG WOHIN?

Am Schluss sollen persönliche Beobachtungen stehen, die die derzeitigen „Trends“ der Gospelbewegung beleuchten.

Ein erster Trend: „Von der Exotik zum Alltag“

Mitte der 90er Jahre war ein Gospelchor noch etwas Besonderes. Konzerte waren fast immer sehr gut besucht und auch ein nicht besonders anspruchsvoller Chor vom Dorf fand sofort offene Türen, wenn er auf „Tournée“ gehen wollte. Die Chorkassen waren in der Regel gut gefüllt, da Brautpaare manchmal bereit waren, für 2-3 Lieder bei ihrer Hochzeit 600 DM und mehr zu bezahlen und die Nachfrage bei solchen Anlässen das Angebot weit überstieg. Inzwischen gehören Gospelchöre vielerorts zum Alltag und die Vermutung liegt nahe, dass Gospels bald schon so etwas wie die „Blue Jeans der Kirchenmusik“ sein werden.

Ein zweiter Trend geht von der reinen Pflege englischsprachiger Musik zu einer größeren sprachlichen Vielfalt. Schon sehr früh haben Gospelchöre auch gerne „african songs“ gesungen, manche davon (z. B. „Siyahamba / Wir gehn weiter auf dem Weg mit Gott“ aus Südafrika) sind schon so „klassisch“ geworden, dass sie auch von traditionellen Kirchenchören dargeboten und vermutlich im nächsten Gesangbuch zu finden sein werden. Doch auch deutschsprachige Lieder finden zunehmend Eingang ins Repertoire.

Ein dritter Trend – der vermutlich wichtigste – lässt sich in die Worte fassen: „Vom Konzert zum Gottesdienst“.

In den Anfängen der Gospelbewegung bestand durchaus die Gefahr, dass sich die Gospelchöre gegenüber der Kirche und dem Gottesdienst verselbständigen, ja vielleicht sogar von der Kirche wegentwickeln. Gospelchöre sind in den ersten Jahren hauptsächlich in Konzerten aufgetreten, oft

auch außerhalb der eigenen Gemeinde. Doch wer Gospels singt, kommt nicht darum herum, sich mit dem Inhalt dieser Lieder zu befassen, und m. E. ist das der Hauptgrund dafür, dass die Gospelmusik wieder dorthin zurückkehrt, wohin sie gehört: in den Gottesdienst. Gospelchöre gestalten an immer mehr Orten auch regelmäßig Gospeltagesdienste. Mancherorts gibt es bereits eine „Gospelchurch“ oder „Gospelkirche“. Dabei ist diese Profilbildung ganzer Gemeinden allerdings eher in einer Stadtgemeinde möglich, so in Hannover, Hildesheim, Bremerhaven. Aber auch die ländlichen Gospelchöre sind heute sowohl im „normalen“ Sonntagsgottesdienst wie auch in eigenen Gospeltagesdiensten zu erleben. Es lohnt sich, Gospelchorleiter liturgisch fortzubilden und Pastoren und Pfarrerinnen in Grundzüge der Gospelmusik einzuführen, damit der „Auftritt“ des Gospelchores im Sonntagsgottesdienst kein konzertähnlicher Fremdkörper bleibt. Viele Gospels haben eine Nähe zur Liturgie, und mit etwas Vorbereitung lässt sich die Vertrauen stiftende Wiedererkennbarkeit der Liturgie auch in diesen Gottesdiensten erhalten.

Schließlich wird es eine größere Ausdifferenzierung der Gospelbewegung geben – ein Teil der Chöre professionalisiert sich. Und wenn der Chorleiter und ggf. auch noch ein Pianist aus der Chorkasse bezahlt werden müssen, wird der Chor schon aus finanziellen Gründen versuchen, viele Konzerte zu geben, was wiederum den Leistungs- und Professionalisierungsdruck verstärkt. Die meisten Chöre werden aber vermutlich eher die Anbindung an die Kirchengemeinde intensivieren, da nur so eine Kontinuität und evtl. auch eine finanzielle Unterstützung dieser Arbeit möglich sein wird. Insgesamt ist m. E. nicht damit zu rechnen, dass der Gospelboom wie eine „Welle“ demnächst wieder abebbt oder aufhört. Eher werden Gospelchöre schon bald, ähnlich wie die im 19. und 20. Jahrhundert

zahlreich entstandenen Posaunenchöre, aus dem kirchlichen Leben – gerade im ländlichen Raum – nicht mehr wegzudenken sein. ‹‹

» LITERATUR UND LINKTIPPS:

epd-Dokumentation Nr. 47 vom 27. Oktober 2009: Musik und (ihre) Mission – Im Schnittfeld von Gemeindeentwicklung und empirischer Forschung (Tagungsbericht über eine Tagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, darin besonders die Darstellung der Gospelbefragung durch Petra-Angela Ahrens, ab S. 52, – und zwei Praxisberichte: Wolfgang Richter: Gospel-Chorprojekte auf dem Land, S. 42, und Joachim Dierks: Gospelkirche als Profilkirche, S. 45)

Petra-Angela Ahrens: BeGeisterung durch Gospelsingen. Erste bundesweite Befragung von Gospelchören, Hannover / Witten 2009

<http://www.gospelszene.de> – u. a. eine Landkarte, in der zahlreiche Gospelchöre in Deutschland zu finden sind, außerdem Informationen über Festivals, Workshops, Möglichkeiten zum Austausch und vieles mehr

<http://www.gospel.de> und <http://www.gospelkirchentag.de> sind Seiten, die von der „Creativen Kirche“ verantwortet werden, die vor allem durch den Gospelkirchentag die Gospelbewegung in die Öffentlichkeit gebracht hat

<http://ngct2007.blogspot.com> und <http://www.gospelfestival-bremerhaven.de> geben einen Einblick in die „Norddeutschen Gospelchortreffen“, die sich als größtes und ältestes Gospelfestival in Norddeutschland etabliert haben

www.kirchenmusikliste.de Dort sind im kostenlosen Noten-Downloadbereich auch zahlreiche Gospelkompositionen zu finden (u.a. vom Verfasser dieses Artikels)

<http://www.berlin-gospel-web.de> (dort auch Informationen über das regelmäßig stattfindende Gospelchortreffen Berlin-Brandenburg)

<http://www.gospelradio.de>

Das Singen in geselliger Runde – gelebte Volkskultur !

Beobachtungen eines „Insiders“

„Suevia non cantat!“, „Der Schwabe singt nicht!“, so hieß es früher und so hört man heute immer wieder, wenn nach den Singgewohnheiten in unseren Landen gefragt wird. Wie sich eine solche Aussage, ein solches Vorurteil einprägen und verfestigen kann, ist und bleibt ein Rätsel. Vielleicht hängt es mit der fast sprichwörtlich zu nennenden Introvertiertheit der Schwaben zusammen? Wer nicht viel redet, wird schon gar nicht viel singen! Vielleicht lässt sich dieser Gedanke auch davon ableiten, dass die Schwaben in der Öffentlichkeit, sprich im Gasthaus, in der Kneipe, nur dann singen, wenn keine Fremden zugegen sind und diese deshalb selten oder gar nie in den Genuss der schwäbischen Sangeskünste kommen. Eines ist sicher: Wer regelmäßiger Gast an den Stammtischen der Lokale vor allem in den ländlichen Raumschaften ist, hat ein großes Liederrepertoire und kennt Liedtexte, die so nirgendwo in einem Liederbuch nachzulesen sind.

Dasselbe gilt für die Teilnehmerinnen und Teilnehmern an Seminaren in den Bildungszentren im ländlichen Raum, den Bauernschulen, wo nach getaner kognitiver Arbeit die Geselligkeit in der Bier- oder Weinstube gepflegt wird.

Auch die Mitgliederzahlen der Liederkränzen, Sängerbünde und Chorgemeinschaften landauf, landab strafen die Behauptung vom singfaulen Schwaben Lügen. Allerdings sind für manche Vereinssängerin, für manchen Vereinssänger die Singprobe und die sogenannte „Nachsingstunde“ zweierlei Dinge. Wurde in der Singstunde noch fleißig an Intonation, Atemtechnik

und Artikulation gefeilt und geschliffen, kommt bei der anschließenden Einkehr im Stammlokal das freie und somit das häufig lustvollere Singen zum Tragen. Die Konzentration und Anstrengung des Probeabends fallen nach dem zweiten Glas Bier oder dem zweiten Viertele Wein schlagartig ab und werden ersetzt durch kreative Textefälle, durch eine freie Mehrstimmigkeit und durch einen Liedschatz, der sich deutlich von den vom Dirigenten eingeübten Chorsätzen unterscheidet.

GESUNGEN WIRD, WO MENSCHEN SICH TREFFEN

Wirtshäuser waren und sind Treffpunkte. Wer seinen Stammtisch besucht, weiß, welcher Gesprächspartner an wel-

chem Tag, zu welcher Stunde dort auf den neuen Gast wartet. Hier sitzen die Menschen generationsübergreifend zusammen, brauchen kein Blatt vor den Mund zu nehmen und tauschen sich aus, unabhängig von der Herkunft und vom sozialen Status des Einzelnen.

Sind die wichtigsten Ereignisse des Heimatortes ‚durchgehechelt‘, sind die neuesten Entwicklungen in der Politik kommentiert und sind die aktuellen Sportnachrichten auf deren Bedeutung für die Zukunft abgeklopft, schlägt die Stunde der Lieder, die Stunde des Gesangs. Ein kleines „Aschuggerle“ genügt dann schon, um eine Liederlawine ins Rollen zu bringen. In jeder Runde ist meist jemand, der sich getraut, nach einem kurzen Räuspern, die ersten Töne zu produzieren. Natürlich will dieser Jemand manchmal auch gebeten sein, bevor er in seine persönliche Schatzkiste mit Liedern greift. Ein Freibier wirkt in diesem Zusammenhang manchmal ein kleines Wunder!

FREIES SINGEN FOLGT EINER DRAMATURGIE

Das freie Singen in geselliger Runde scheint einer verborgenen Regel zu folgen. Das Liedgut wandelt sich im Verlaufe des Abends, der Nacht. Los geht's mit allseits bekannten Volksliedern, bei denen alle einstimmen können. Eingestreut finden sich zu diesem frühen Zeitpunkt lustige Trinklieder, in deren Texten offen oder verdeckt dazu aufgefordert wird, auszutrinken und nachzubestellen.

Ist dann ein entsprechender Alkoholpegel erreicht, erklingen „Lumpenliedle“ mit deftigen, moralisch lockeren Textpassagen. Manch einer der Stammtischbrüder und -schwestern würde in nüchternem Zustand diese frivolen, teils ordinär-vulgären Texte nicht über die Lippen bringen.

Ist Mitternacht dann überschritten, erzählen die melancholischen Lieder von Herzeleid, Heimweh und Trennungsschmerz. Mit oft tränenreichen Stimmen erstehen

vor dem geistigen Auge vergangene glückliche oder unglückliche Lebenssituationen, der unstillbaren Sehnsucht nach Harmonie und Idylle wird musikalischer Ausdruck verliehen.

Zu erwähnen bleibt, dass natürlich die in geselliger Runde gesungenen Texte mundartlich eingefärbt oder noch besser im breitesten, nur noch selten in dieser Farbigkeit zu hörendem Dialekt dargeboten werden.

Der Lust am Fabulieren, am Reimen und Dichten sind bei solchen Gelegenheiten keine Grenzen gesetzt. In der inspirierenden Atmosphäre einer gediegenen Gaststube, eines Bier- oder Weinkellers in einer Heimvolkshochschule entstehen neue Melodien, aber vor allem neue Texte. Selbst althergebrachte, allseits bekannte Lieder wie „Wenn alle Brunnlein fließen“, lassen sich mit etwas Fantasie ausbauen, ergänzen und mit aus dem Stehgreif formulierten Strophen anreichern.

WENN ALLE BRÜNNLEIN FLIESSEN

Im Ursprung geht dieses Liebeslied auf das frühe 15. Jahrhundert zurück. Achim von Arnim und Clemens von Brentano veröffentlichten im Jahr 1808 in ihrer Liedersammlung diese wohlbekannte Liebeserklärung. Die heute gesungene Melodie stammt vom schwäbischen Tonsetzer Friedrich Silcher. Die „offiziellen“ ersten vier Strophen erfuhren dann vielfältige Fortsetzungen. Hier seien einige Beispiele erwähnt:

Wenn alle Brunnlein fließen, so muss man
trinken,
wenn ich mein Schatz nicht rufen darf, tu
ich ihm winken.
Wenn ich mein Schatz nicht rufen darf, ja
ja rufen darf,
tu ich ihm winken.

Ja winken mit den Äugelein und treten auf
den Fuß,
's ist eine in der Stube drin, die meine

werden muss!

Warum sollt' sie's nicht werden, ich hab sie
ja zu gern;
sie hat zwei blaue Äugelein, die leuchten
wie zwei Stern'.

Sie hat zwei rote Wängelein, sind röter als
der Wein;
ein solches Mädle find'st Du nicht wohl
unterm Sonnenschein.

So herzig wie mein Liesele ist gar nichts
auf der Welt;
vom Köpfele bis zum Füßele ist alles
wohlbestellt.

So herzig wie mei Peterle ist gar nichts auf
der Welt;
in seinem roten Zwederle er mir so gut
gefällt.

Dort drunten an dem Bächele sitzt eine
holde Maid;
sie wäscht sich ihre Füßele, 's war aller-
höchste Zeit!

Und wenn Du glaubst, ich lieb Dich nicht,
ich treib mit Dir nur Scherz,
dann zünde ein Laternchen an und leuchte
mir ins Herz.

Und wenn Du einen Bruder hast, und der
hat krumme Bein',
dann zieh ihm lange Hosen an, dann weißt
Du's nur allein!

Und wenn Du einen Onkel hast, und der
hat guten Wein,
dann musst Du ihn besuchen geh'n, sonst
säuft er ihn allein!

Dort unten an dem Weiherle, do hüt' der
Pfarrer Flöh,
do klopft er mit seim Steckeke, do hopfet se
all' in d'Höh!

Das „Treten auf den Fuß“ im zweiten

Vers, hieß ursprünglich „treten mit dem Fuß“, eine Anspielung auf einen alten Rechtsbrauch, der Besitz bezeugen sollte. Mit dem „roten Zwederle“ in der sechsten Strophe ist eine für die schwäbischen Lande typische ärmellose Jacke gemeint.

DAS GOISLE-LIED

Einen hohen Aufforderungscharakter hat das „Lied vom Goisle“, auch „Schlüsselbundlied“ genannt. Beim wiederkehrenden Jodeln soll mit dem Schlüsselbund eine rotierende Bewegung im Bierkrug vollführt werden. Diese akustische Überraschung bringt Stimmung und erinnert entfernt an das Schellengeläut einer Geisenherde. Die getragene Melodie dieses Liedes zwingt dem Mitsänger geradezu eine zweite, dritte und vierte Stimme auf. Falsch singen ist unmöglich! Wer's ausprobiert, wird's entdecken!

In besonderem Maße animierend wirkt, wenn ein Sprecher zwischen den Wiederholungen des Liedes eine fiktive, immer wieder variierte Geschichte von einem „Goisle“ erzählt. Angepasst an die Erzählung kann das Lied dann mal laut oder leise, mal flüsternd oder brüllend, mal lockend oder wütend, durch einen mit den Händen gebildeten Schalltrichter oder gesummt gesungen werden.

SINGEN IST'S!

Heute sucht der Mensch nach Identität, nach Nähe und emotionaler Wärme. Wo lässt sich dieses besser finden als in einer Umgebung, die darauf ausgerichtet ist, Menschen zu beherbergen und zu bewirten? Wo lässt sich dieses besser erfahren, als beim Singen überlieferter Weisen? Lasst uns die scheinbar heile, volkstümelige, zum passiven Konsum zwingende Fernsehwelt per Fernbedienungsknopfdruck ausschalten! Lasst uns zusammensitzen im Kreise von netten Menschen, vielleicht sogar bei gutem Essen und Trinken, und dabei der schönsten aller Freizeitbeschäftigungen, nämlich dem Singen, frönen! <<

BEATRIX PAULI

Orgelradtour –

Mit dem Fahrrad Kirchen und Orgeln der Heimat entdecken

Die Dekanatskantoren und -kantorinnen der Kirchlichen Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Dekanate Kirchberg, Hungen und Grünberg bieten seit 5 Jahren als gemeinsames Projekt an drei aufeinander folgenden Terminen im Spätsommer in jedem der drei Dekanate eine Orgel-Fahrradtour an.

DIE IDEE:

Bei jeder Fahrradtour werden drei Kirchen angefahren, die Streckenlänge beträgt 15 bis 20 km. Die Touren sind als Rundweg geplant, so dass man mit von außerhalb mit dem Auto anreisen kann.

Die Kirchen mit ihren Besonderheiten werden vor Ort, nach Möglichkeit von der Ortspfarrerin/vom Ortpfarrer oder einem kundigen Mitglied des Kirchenvorstands im Rahmen einer Begrüßung kurz vorgestellt.

Die Kantorinnen und Kantoren präsentieren ausgewählte Musikstücke, die zu einem Rahmenthema passen oder/und die Besonderheiten der Orgel betonen. Die Musikstücke und Instrumente werden kurz erläutert. Die Darbietung kann durch weitere Instrumente ergänzt werden.

In einem der angefahrenen Orte wird ein Picknick angeboten, z.B. Kaffee und Kuchen oder regionale Spezialitäten.

Die Tour kann durch weitere Programmpunkte, z.B. eine Ausstellung an einem der Orte, ergänzt werden.

Die Touren werden z.T. explizit als Kinder-oder Familientour mit speziellem Musikprogramm, z.B. Musikmärchen, angeboten.

Zeitplan: je ca. 25 Min Fahren und je ca. 30 Min Musik und Kircheneinführung und 30 Pause für Picknick, WC etc

Zeitraumen: 14 Uhr bis 17.30 Uhr
Sonntagnachmittag

DIE PLANUNG:

Die Kirchenmusikverantwortlichen wählen im Herbst des Vorjahres die Orte/ Kirchen aus und sprechen die Termine mit den Leitungen der Kirchenkreise und den örtlichen Kirchengemeinden ab. Sie wählen die Themen der Radtouren und die Musikstücke aus.

Ortskundige werden für die Streckenplanung um Hilfe gebeten (überwiegend Radwege und Feldwege, wenn möglich, keine Straßen).

Für die Werbung wird der Öffentlichkeitsbeauftragte der AG angesprochen.

Für die Bewirtung wird jeweils eine verantwortliche Gemeinde gewonnen.

WERBUNG:

Die Gestaltung der Plakate und Handzettel wird zentral vom Öffentlichkeitsbeauftragten der AG organisiert.

Die Terminbekanntgabe erfolgt frühzeitig in den Kirchengemeinden, den Dekanaten und den regionalen Terminkalendern.

Flyer mit Angabe der Termine, der Themen, der Treffpunkte mit Angabe zu Parkmöglichkeiten und Streckenverlauf (Kartenausschnitte) werden in Kirchen, Gemeindehäusern, Geschäften, bei Radfahrvereinen usw. ausgelegt.

Plakate hängen etwa vier Wochen vor der ersten Tour. Es erscheinen Vorberichte in den regionalen Zeitungen

DIE VORBEREITUNG:

Ca. 4 Wochen vor der Tour werden Probentermine sowie die Begrüßung vor Ort bzw. die „Schlüsselgewalt“ (Öffnen und Abschließen der Kirche) in den Kirchen abgesprochen.

- » Bewirtung vor Ort organisieren (lassen)
- » Zeitplan abstimmen und genügend Zeitpuffer einplanen
- » Telefonnummern abstimmen, um bei Verspätung benachrichtigen zu können
- » Presse einladen
- » Ggf. ortskundige „Tourführung“ organisieren
- » Anmeldungen treffen ein
- » Verbandszeuge mitnehmen

DIE DURCHFÜHRUNG:

- » Treffpunkt am vorgesehenen Ort
- » Begrüßung der Teilnehmenden, Vorstel-

» Die Rückmeldungen waren immer positiv. Gerade wenn Musik dargeboten wurde, die sonst nicht unbedingt auf Kirchenorgeln gespielt wird, war das Interesse groß. «

lung des Streckenverlaufs und des Organisationsteams (Kantoren und ggf. Tourführung)

- » Bitte: Wer die Gruppe vorzeitig verlässt, möge sich abmelden.
- » Evtl. Gebet, „Reisesegen“ zu Beginn
- » Gemeinsame Fahrt unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Fahrkünste und Ansprüche der Teilnehmenden
- » Begrüßung in der Kirche, kurze Vorstellung des Gebäudes und der Orgel.
- » Kurze Vorstellung der Musikstücke
- » Falls auf die Orgelempore eingeladen wird, genügend Zeit einplanen
- » Gemeinsame Weiterfahrt, aufpassen, dass niemand vergessen wird
- » Genügend Zeit für das Picknick und Gespräche einplanen
- » Gemeinsamer Abschluss mit denen, die bis zum Ende mitgefahren sind.

ERFAHRUNGEN:

Die Orgelradtouren finden regen Zuspruch. An jeder Tour nahmen zwischen 40 und 70 Personen teil. Das Altersspektrum reichte von Familien mit Kleinkindern im Fahrradanhänger – auch bei den nicht als Familientour ausgeschriebenen Routen - bis zu Senioren.

Die Interessen sind dabei durchaus unterschiedlich, der musikalische Anspruch ebenfalls. Die Teilnehmenden kamen aus einem Umkreis von ca. 30 bis 40 km. Manche gaben als Motivation an, dass sie sonst niemals auf die Idee gekommen wären oder Gelegenheit gehabt hätten, eine Kirche in diesem Teil des Landkreises anzusehen.

Die Rückmeldungen waren immer positiv. Gerade wenn Musik dargeboten wurde, die sonst nicht unbedingt auf Kirchenorgeln gespielt wird, war das Interesse groß. Die begleitenden Informationen wurden sehr gerne wahrgenommen. Insgesamt waren die meisten Mitfahrenden von den unbekanntenen Dorfkirchen begeistert. Die angesprochenen Personen sind zum großen Teil so genannte „Kirchenferne“, die die Touren als Freizeitangebot annehmen; auch die Verpackung der teilweise anspruchsvollen Orgelmusik in gut verdauliche Kleinportionen (insgesamt fast 90 Minuten Musik) wird positiv aufgenommen.

Das relativ unverbindliche Angebot von Kirchenmusik überwindet Vorurteile und Berührungssängste.

Auch die Möglichkeit, bei einem Picknick/Kaffeetrinken miteinander ins Gespräch zu kommen, wurde sehr begrüßt. Allerdings melden sich etwa nur 50% der Teilnehmenden vorher an, so dass man nicht genau planen kann. Die Kosten für die Bewirtung lassen sich mit dem Inhalt eines aufgestellten Spendekörbchens problemlos decken.

Schwierig war manchmal die unterschiedliche fahrerische Kondition und die Erfahrung, dass das Fahren in einer so großen Gruppe besondere Disziplin und ge-

genseitige Rücksichtnahme erfordert. Bewährt hat es sich, einen „Anführer“ bzw „Lumpensammler“ zu haben, um die Gruppe einigermaßen zusammenzuhalten.

Je größer die Gruppe war, desto schwieriger wurde es, Zeitpläne einzuhalten. Auch gibt es kein Konzept, was passiert, wenn das Wetter richtig schlecht ist. Weitere Fragen:

Wer kann Erste Hilfe leisten bei einem Sturz? Was passiert bei einem Platten? ...

Der Zeit- und Aufmerksamkeitsanteil, den die Pfarrerin oder der Pfarrer in Anspruch nahmen, war teilweise schlecht einzugrenzen - das Thema lautet jedoch „Orgelfahrradtour“ und nicht „Ansprache“! <<

» I M P R E S S U M

Herausgegeben im Auftrag des Ausschusses für den Dienst auf dem Lande in der Evangelischen Kirche in Deutschland (ADL) vom

Redaktionskreis:

Clemens Dirscherl, Hohebuch; Willi Heidtmann, Bielefeld; Werner-Christian Jung, Altenkirchen (Schriftleitung); Ute Rönnebeck, Düsseldorf; Dieter Sonntagag, Altenkirchen (Geschäftsführung)

Verlag und Redaktion:

Evangelische Landjugendakademie
Dieperzbergweg 13-17, 57610 Altenkirchen/Ww.
Telefon 0 26 81/95 16-0, Telefax 0 26 81/7 02 06; E-Mail: kilr@lja.de

Satz: www.bauwerk-design.de, c. liersch

Druck: Mülhsteyn-Druck, Weiselstein 2, 57580 Elben

Die Zeitschrift »Kirche im ländlichen Raum« erscheint vierteljährlich.

Jahresabonnement:

Inland: € 15,00 inkl. MwSt. und Porto; Ausland: € 18,00 inkl. Mwst. und Porto; für Auszubildende und Studenten (mit Beleg): € 10,00; Einzelheft: € 4,50 zzgl. Porto

Bestellungen an den Verlag. Probeexemplare können auf Wunsch zugeschickt werden. Kündigungen sind sechs Wochen vor Jahresende schriftlich mitzuteilen. Manuskripte, redaktionelle Mitteilungen, Rezensionsexemplare werden an die Redaktion erbeten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Nachdruck ist nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

www.lja.de/angebot/kirche.htm

DIETRICH HÖPFNER

Wenn der Ton nicht stimmt –

Konfliktlinien um Musik im ländlichen Raum Oder: Die Suche nach Dissonanzen in der bayerischen Kirchenmusik

Wenn der Ton nicht stimmt, sind daran nicht allein die Orgeln schuld. Sie sollen aber unser Wegweiser sein auf der Suche nach Misstönen:

- O** = Orgeln
- R** = Regionale Unterschiede
- G** = Geistlichkeit
- E** = Einzelkämpfer/in „Landorganist/in“
- L** = Liturgie
- N** = Nachklang

O ORGELN

Orgeln stehen in nahezu allen bayerischen Kirchen, nur: Orgel ist nicht gleich Orgel, ganz zu schweigen von elektronischen Geräten. Die meisten Orgeln reichen für den Gemeindedienst aus, für konzertantes Musizieren sind dagegen viel weniger wirklich geeignet. Im Schnitt haben „Dorforgeln“ um die zehn Register, häufig nur ein Manual und Pedal. Etliche davon sind gut erhaltene historische Instrumente aus dem 18. und 19. Jahrhundert, mittlerweile

schützenswerte Klangdenkmale. Viele Instrumente stammen aber aus der spätromantischen Zeit, dem entsprechend einseitig sind die Dispositionen. Der teilweise begrenzte Tonumfang (Manual, Pedal) sowie überholte Technik machen manche Literatur unspielbar.

Viele Gemeinden leisteten sich ab den 60-er Jahren ein größeres Instrument mit etwa 12 bis 14 Registern auf zwei Manualen und Pedal, fast ausschließlich mechanische Schleifladenorgeln. Andere Gemeinden

haben diesen Zeitpunkt leider verschlafen und plagen sich jetzt mit desolaten Instrumenten herum – für einen Neubau gibt es keine landeskirchlichen Zuschüsse.

In machen Dekanaten stehen viele gute Instrumente. Der Grund dafür sind ambitionierte Dekanatskantor(inn)en der 60-er. Auf diesen Personenkreis wird später noch mehrmals eingegangen.

R REGIONALE UNTERSCHIEDE

Die Kirchenmusikerschaft der bayerischen Landeskirche umfasst heute rund 110 hauptberufliche Kirchenmusiker(innen) und etwa 2000 nebenberufliche Organist(inn)en. Die Hauptberuflichen-Stellen konzentrieren sich auf die Ober-, Mittel- und Unterzentren, das flache Land wird nahezu ausschließlich von Nebenberuflern versorgt. Seit der Abschaffung der „Lehrer-Seminar-Prüfung“ um 1970 gibt es kaum mehr „Lehrer-Kantoren“, aktive „Diakonen-Kantoren“ inzwischen gar keine mehr. Die Vergütung richtete sich bis 2008 nach dem BAT, dann nach dem TV-L. Es darf nicht verschwiegen werden, dass bis zur Einführung des BAT der nebenberufliche Dienst regional recht unterschiedlich vergütet wurde.

Ein großer Teil der männlichen und weiblichen Nebenberufler hat die D-Prüfung abgelegt, der andere arbeitet ohne eine Prüfung. Auf all diesen nebenberuflichen Schultern ruht die Kirchenmusik im ländlichen Bayern. Viele Kirchenmusiker sind in Personalunion Organisten und Chorleiter.

Die hohe Zahl der Nebenberufler(innen) lässt den Schluss zu, dass jeden Sonntag alle Orgeln fest besetzt wären. Trugschluss! In vielen Fällen teilen sich mehrere Personen eine Stelle. Das hat besonders in der Diaspora Folgen: Engpässe werden dort spürbar. Mit Dienstvertrag arbeiten immer weniger nebenberufliche Frauen und Männer; der würde sie zu regelmäßigem Dienst verpflichten. Oftmals helfen katholische Kollegen aus.

Nachwuchs ist nur mehr schwer zu fin-

den. Hier treten freilich wieder regionale Unterschiede zu Tage: Wo einengagierter Hauptberufler die Lage im Blick behält und junge Leute begeistern kann, gibt es mit dem Nachwuchs bedeutend weniger Probleme. Dennoch bleiben zurzeit nur in wenigen Fällen sonntags die Orgeln stumm. Wenn, dann kann das auch andere Gründe haben – dazu unten mehr.

Die Qualität der Spielenden unterliegt großen regionalen Schwankungen. Die Fortbildung liegt ebenfalls in Händen der Hauptberufler. Hier gibt es eine große Bandbreite – und hier bräuchte es mehr Dienstaufsicht durch die Landeskirche.

Manche Pfarrerrinnen und Pfarrer legen keinen großen Wert auf Orgelspiel. Sie greifen lieber zur Gitarre und begleiten besonders das neue Liedgut selbst, weil sie der Ansicht sind, die Kirchenmusiker könnten dies nicht peppig genug. Es werden Bands und Gospelchöre gegründet – und manchmal bleibt daher die Orgel im Gottesdienst stumm! Solches motiviert gar nicht, und man muss froh sein, wenn unter diesen Umständen überhaupt noch jemand die Orgel spielt.

Vereinzelt springen Organisten ab, weil die Chemie zwischen Pfarrer und Kirchenmusiker nicht (mehr) stimmt. Beweise gefällig? Da soll es schon vorgekommen sein, dass ein Pfarrer während des Liedes zur Empore hinaufbrüllte: „Schneller!“ Oder: „Ich hab´ s mir anders überlegt, das Wochenlied begleite ich heute mit der Gitarre.“ Oder ...

Dass auf diesem (direkten) Weg auch einmal ein Lob ausgesprochen wird, ist kaum der Fall. Insgesamt findet die Arbeit der Nebenberufler wenig öffentliche Anerkennung. Diese erfahren am ehesten die Hauptberufler in Form des Titels Kirchenmusikdirektor bzw. -direktorin. Mit wenig Aufwand („Titel ohne Mittel“) wäre eine Anerkennung auch der nebenberuflichen Arbeit möglich. Es gibt viele engagierte Nebenberufler, die diesen Titel verdient hätten.

G GEISTLICHKEIT

Mit der Geistlichkeit hat so mancher Nebenberufler seine liebe Not. Die Dissonanzen zwischen „Pfarrherren“ und den „geringeren Brüdern und Schwestern“ haben tief reichende Wurzeln, die mit dem früheren Erscheinungsbild der Geistlichen zu tun haben. Als ich 1965 meinen Dienst begann, beherrschte die damals rein männliche Pastorenschaft die ländliche Szenerie bis weit in die politische Gemeinde und in die Familien hinein. Das Triumvirat „Pfarrer – Bürgermeister – Lehrer“ hielt alle Fäden fest in der Hand. Dafür war der Kirchenbesuch phänomenal! Der Sportverein hatte keine Chance, wenn er ein Turnier zur Gottesdienstzeit beginnen wollte – er scheiterte am ungekrönten Dorfpatriarchen.

Die kirchliche Desillusionierung begann in Bayern fast zeitgleich mit der politischen Gebietsreform um 1970. Zuerst verloren die kleineren politischen Gemeinden ihre Bürgermeister, dann ihre Volksschulen und Lehrer und damit auch viele Organisten. Zudem musste die Landeskirche sparen und Pfarrstellen reduzieren. Wie in der Diaspora schon üblich musste ein Geistlicher fortan zwei oder mehr Gemeinden versorgen, während die Gemeinden ihre Verwaltungsselbstständigkeit behielten. Die Folge war, dass die Betreuung der Gemeindeglieder und der kirchlichen Mitarbeiter(innen) weniger intensiv wurde. Dies hatte auch Vorteile: Die Eigenständigkeit der gemeindlichen Gruppen nahm zu – wenn dies der Pfarrer zuließ. Vereinzelt gibt es ja auch heute noch den Typ „Pfarrherr“. Das Bild der Geistlichkeit wandelte sich, zwar nur langsam, am ehesten noch dann, wenn ein „alter Patriarch“ in den Ruhestand ging und eine neue Generation antrat. Andere Tugenden sind jetzt gefragt: Das Gespräch mit der Gemeinde, der Teamgeist, das ökumenische Aufeinanderzugehen u. v. a. m.

Was zunächst in den Städten begann, hat sich auf dem flachen Land zeitversetzt fortgesetzt: Durch die Schaffung neuer Baugebiete in Landgemeinden und die damit

verbundene „Stadtflucht“ durchmischten sich auch in den Dörfern die beiden christlichen Konfessionen mehr und mehr. Positiv dabei war, dass die Ökumene dadurch Aufschwung nahm.

Die Vermischung der Landbevölkerung mit den „Stadtflüchtigen“ führte dazu, dass das Bildungsbürgertum nun ebenso zu den kirchlichen Gemeindegliedern gehört und nicht mehr nur die von der Landwirtschaft geprägte Bevölkerung, die sich ohnehin durch das „Höfesterben“ auf dem Rückzug befindet.

E EINZELKÄMPFER „LANDORGANIST“

Betrachten wir nun die Situation der Organistinnen und Organisten. Sie waren und sind „Einzelkämpfer“. Oft ganz isoliert von anderen Gemeindegliedern und Gruppierungen versehen sie ihren Dienst – einzige Partner sind meist nur die Geistlichen, wenn sie nicht auch andere Gruppierungen, z. B. Chöre leiten oder ihnen angehören. Eine tragende Rolle spielen eben diese vielen Laienchöre – Bläserchöre wie Vokalchöre. Tausende begeisterter Menschen kommen jede Woche zu den Proben. Chöre gestalten Gottesdienste und Kasualien aus, sie musizieren bei Gemeindefesten und Geburtstagen, sie prägen vielerorts das dörfliche Leben entscheidend mit. Nicht zu unterschätzen ist die kulturelle Wirkung „nach draußen“ – schade nur, dass manche Geistliche diese Chance zu wenig sehen und nutzen. Dennoch wagen immer mehr ländliche Gemeinden die Durchführung von Konzerten oder kleineren geistlichen Abendmusiken. Hier tritt oft Erstaunliches zu Tage! Manche Nebenberufler werden im konzertanten Bereich von den Dekanatskantoren oder -kantorinnen ermuntert und unterstützt; andere werden mit ihrer Arbeit aber leider nicht zur Kenntnis genommen, kaum bis gar nicht unterstützt oder gar als lästige Konkurrenz empfunden.

Es braucht oft viel Durchsetzungsvormögen, wenn zu konzertanten Vorhaben die Initiative ganz allein von diesen „Einzel-

kämpfen“ ausgehen muss, wenn sich die Chöre nur zögernd zu gemeinsamem Tun aufeinander zu bewegen lassen, besonders aber dann, wenn erst noch der oder die Geistliche überzeugt werden muss, dass ein Konzert selbst den sonst eher „kirchenfernen“ Personenkreis ansprechen kann.

L LITURGIE

Ein Einzelkampf ist für die Orgelspielenden aber auch die liturgische Front! Die bayerische Landeskirche hat fest stehende Gottesdienstformen, die im „Evangelischen Gesangbuch“ (EG) abgedruckt sind. Das Psalmsingen hat in Bayern seit 1854 Tradition. Nach der Einführung des EG haben sich die Psalmformen noch erweitert, sie beleben den Gottesdienst ungemein.

Bei den Psalmen liegt aber auch eine Frontlinie: Manche Geistliche beharren auf den Formen von 1854! Leider sind die im EG wieder abgedruckt. Die Folge in manchen Gemeinden: „Nur nichts Neues!“ Auf der anderen Seite wurden die neuen Formen oftmals zu forsich eingeführt. Ob Psalmen von der Orgel begleitet oder a capella gesungen werden sollen, ist ein weiterer Streitpunkt.

Nun bieten diese Gottesdienstformen Angriffsflächen. Gerade von der Geistlichkeit werden sie oft als zu starr angesehen, besonders die Jugend könne damit nichts anfangen. An dieser Stelle muss sich die Pfarrerschaft schon einmal die Frage gefallen lassen, ob sich in der Kinder- und Jugendarbeit nicht doch Einiges in die falsche Richtung bewegt hat:

Der Kindergottesdienst: Er hat sich bedauerlicherweise oft zum Eigenläufer entwickelt und wird völlig abgelöst vom Hauptgottesdienst zelebriert als eine Art Kinderstunde.

Die Konfirmandenarbeit: Anstatt fundiertes Wissen über Bibel, Katechismus, Kirchengeschichte, Kirchenraum und Gottesdienst weiter zu geben, werden allgemeine Lebensweisheiten vermittelt, die ein Ethikunterricht in der Schule viel besser an die Jugendlichen heranbringen könnte.

» Allein schon das (liturgisch) richtige Verhalten am Altar, auf der Kanzel und vor der Gemeinde will gelernt sein – ein Pfarrer ist eben kein Entertainer! «

Die Jugendarbeit: Das in Jugendgruppen verwendete Liedgut findet sich nicht im EG. Lieder aus dem EG werden in der Jugendarbeit kaum verwendet – warum eigentlich? So manches „neue Lied“ kann textlich kaum einer theologischen Prüfung Stand halten – von der Qualität der Melodien einmal ganz zu schweigen!

Die Diskussion um neue Liturgieformen und neue Lieder wird eher in städtischen Gemeinden geführt, im ländlichen Bereich hat das Festhalten am gewohnten Gottesdienstablauf kaum Gegenstimmen. Der Beweis, ob durch neue Formen und Lieder junge Menschen wirklich nachhaltigeres Interesse am Gottesdienst zeigen, müsste noch geführt werden.

Eintönigkeit im Gottesdienst muss nicht sein, wechselt man z. B. die Kyrieformen und die Gloriestrophen der Kirchenjahreszeit gemäß ständig aus. Die vielen Psalmformen sorgen ebenfalls für Abwechslung. Dennoch ist und bleibt Tradiertes Bestandteil des Gottesdienstes – wo dies über Bord geworfen wird, hat die Kirche schon verloren! „Privatliturgien“ sind wegen fehlender wieder erkennbarer Grundstrukturen oft nicht nachvollziehbar.

Der Gottesdienstablauf hat Sinn und historische Wurzeln. Er soll „Heimat“ bieten, will heißen, wer an Gottesdiensten teilnimmt, erkennt wiederkehrende Rituale. Wer hier ohne Not und erkennbaren Grund Änderungen vornimmt, stößt die Leute eher ab.

Ganz offensichtlich lässt die liturgische Ausbildung des theologischen Nachwuchsen zu wünschen übrig. Allein schon das (liturgisch) richtige Verhalten am Altar, auf der Kanzel und vor der Gemeinde will gelernt sein – ein Pfarrer ist eben kein Entertainer! Würdevolles Auftreten gehört einfach dazu. Steifigkeit ist nicht angesagt, Burschikosität aber eben auch nicht!

N NACHKLANG

Für Aus- und Fortbildung der Kirchenmusikerschaft ist die Landeskirche zuständig. An der Spitze steht der Landeskirchenmusikdirektor, ihm unterstehen die Dekanatskantoren(inn)en, die sich regelmäßig zur Dekanatskantorenkonferenz treffen. Die Dekanatskantoren ihrerseits leiten die Konvente der Kirchenmusiker und -musikerinnen vor Ort. Stellenkürzungen im hauptberuflichen Bereich führten dazu, dass diese Treffen in etlichen Dekanaten nur noch selten stattfinden, obwohl solche Tagungen wichtig wären, um die Verantwortlichen hie und da aus ihrer o. g. Einzelkämpferrolle heraus zu holen. Hier wären Problemanalysen und Fortbildung möglich.

Die kritischer gewordene Gottesdienstgemeinde – Stichwort „Bildungsbürger-tum“ – erwartet vom Gottesdienstteam qualitativ einwandfreie Arbeit. Das verlangt vom Kirchenmusiker ein von künstlerischen Aspekten geprägtes Handeln – oft ein Spagat, wenn z. B. die Orgel nicht das hergeben kann, was eigentlich nötig wäre, oder die Ausbildung dazu nicht ausreicht. Auch die Fortbildungswilligkeit unterliegt großen Schwankungen. Manche Verantwortliche finden sich immer wieder zu Fördermaßnahmen ein, andere waren noch nie dort zu

finden – das trifft auch teils auf Hauptberuf-ler zu!

Im nebenberuflichen Bereich ist die Sorge um guten und zahlreichen Nachwuchs das größte Problem. Es gibt zwar noch junge Menschen, die sich ausbilden lassen; wenn sie aber in Beruf und Familienleben „abwandern“, können und wollen sie die musikalische Nebentätigkeit nicht mehr ausüben – zumindest nicht in vollem Umfang.

Viele Nebenberufler leisten auch im konzertanten Bereich gute Arbeit, scheitern aber oft an den Finanzen, denn Konzertschüsse wurden seitens der Landeskirche für nebenberufliche Stellen gänzlich gestrichen! Aktivitäten dieser Art sind nur noch durch Sponsoren möglich – sofern sich solche finden lassen. An anderer, meist hauptberuflicher Stelle wirft die Landeskirche dagegen das Geld geradezu zum Fenster hinaus. Beweise können jederzeit geliefert werden!

Viele Nebenberufler unterziehen sich der D-Prüfung, obwohl die in Bayern weit schwieriger ist als in anderen Landeskirchen. Hier müsste Abhilfe geschaffen werden, um Ungerechtigkeiten bei der Vergütung zu vermeiden. Prüfungen sind aber wichtig, stellen sie doch die Qualität der Musik sicher.

Häufigen Zwist zwischen den Verantwortlichen in Pfarrdienst und Kirchenmusik gibt es bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen. Immer öfter werden von den Gemeindegliedern exotische musikalische Wünsche geäußert, die kaum mehr realisierbar sind oder nichts mehr mit Kirchenmusik zu tun haben. Es geht nicht an, dass Kirchenmusiker ohne Rücksprache vor vollendete Tatsachen gestellt werden: „Das Halleluja von Händel kann man doch auch auf der Orgel spielen!“ Das soll als Beispiel genügen – über dieses Kapitel könnte man ein ganzes Buch schreiben.

Fazit: Musik lebt von Konsonanzen und Dissonanzen – auch die Kirchenmusik! Auch die in Bayern! <<

PETER RIEDE

„Fürchte dich nicht, Ackerland, juble und sei fröhlich!“ –

Das Verhältnis des Menschen zum Land in biblischer Sicht (Teil 2)

Teil 1 (Kapitel I. – IV.) erschien in Heft 3/2009.

V. DER SCHREI DES ACKERS

Der Acker ist, wie gesagt, in alttestamentlicher Sicht nicht reine Materie. Im Hiobbuch findet sich dazu eine interessante Stelle. Hiob beteuert seine Unschuld und verweist darauf, dass er sich kein ungerechtes Verhalten in seinem Leben vorwerfen muss. U.a. sagt er von sich (Hi 31,38–40):

- 38 Wenn gegen mich mein Ackerboden
schrie (zā´aq)
und selbst seine Furchen weinten
(bākāh),
39 wenn ich seinen Ertrag / seine Kraft
verzehrte ohne Bezahlung
und die Kehle seiner Besitzer zum
Keuchen brachte,
40 dann sollen statt Weizen Dornen
wachsen
und statt Gerste stinkendes Kraut.

Hiob nennt beispielhaft verschiedene Vorfälle, weist sie zugleich aber von sich, da er davon überzeugt ist, dass er sich nie so verhalten hat, wie in diesen Fällen beschrieben. Im Hintergrund steht die Vorstellung einer Gerichtsszene. Das Ackerland tritt gleichsam als Zeuge auf.

Das Verb, das hier für „Schreien“ steht (zā´aq), wird im Alten Testament häufig von Personen verwendet, denen man Gewalt angetan hat oder antut¹. Es ist das Klagegeschrei, das Menschen erheben, wenn ihnen Unrecht widerfährt. Sie schreien, um auf sich aufmerksam zu machen, um andere zur Hilfe zu nötigen.

Wenn in Hi 31,38 davon die Rede ist, dass der Acker schreit, dann scheint vorausgesetzt, dass dieser selbst vergewaltigt oder misshandelt wurde. Und der Hinweis auf

das Weinen (bākāh) der Furchen unterstreicht den Schmerzaspekt der Klage. Was genau gemeint ist, ist nicht ganz klar². Vielleicht wird darauf angespielt, dass der Acker zu sehr genutzt wurde, indem man z.B. die oben genannten Brachjahrenvorschriften nicht beachtete³. Man wollte also das letzte herausholen, wie der Verweis auf den Ertrag bzw. die Kraft des Ackers zeigt. Wo der Acker im Übermaß genutzt wird, verliert er seine Kraft und kann nichts mehr hervorbringen⁴. Dafür könnte sprechen, dass auch die Ackerfurchen genannt sind, die weinen.

Das Schreien und Trauern des Ackers wird aber noch auf eine weitere Stufe gestellt (vgl. V. 39): Hier ist von den Besitzern des Ackers die Rede, deren Kehle zum Keuchen gebracht wurde, die also aus Not heraus stöhnen. Das Vergehen, von dem Hiob hier nur hypothetisch spricht, hätte dann unmittelbare Auswirkungen auf die eigentlichen Eigentümer des Landes, deren Existenz durch dessen Übernutzung gefährdet wäre. Diese Existenzgefährdung würde noch dadurch gesteigert, dass die für die Nutzung des Landes vereinbarten Auslösungs- oder Ablösesummen nicht bezahlt, sondern veruntreut wurden⁵.

Wenn es jetzt (in deutlichem Bezug zu Gen 3,17f) heißt, dass das Ackerland als Folge dieses Tuns Dornen und Disteln hervorbringen soll, dann scheint es, als ob es sich darüber entrüsten würde, vom Pächter aus Gründen der Gewinnmaximierung missbraucht zu werden⁶. Als Folge dessen verweigert es den Ertrag. In jedem Fall werden hier zwei Unrechtstatbestände vorausgesetzt, die zwei Seiten ein und derselben Medaille darstellen: die rücksichtslose Ausbeutung des Ackerbodens und der Betrug an den Bauern, denen der Boden eigentlich gehört.

Zwar brächte die Verwilderung des Landes den betrogenen Menschen nichts, aber es geht ja auch nicht um die Formulierung einer gesetzlichen Bestimmung. Vielmehr soll auf drastische Weise ein Unrecht

demonstriert werden, das sich in gewisser Weise auch heute noch in vielen Teilen der Erde feststellen lässt: Die Übernutzung des Landes führt zu Ertragsrückgängen. Und das hat unmittelbare Folgen für die Menschen, insbesondere für die Armen, die nicht wissen, wie sie ihr Leben fristen sollen⁷. Das Land wird hier zu einer Größe, die schreit, die klagt und anklagt, die dem Menschen sein Unrecht vorhält, und die deshalb auch trauert.

VI. DAS TRAUERN DES LANDES

Das Leben in biblischer Zeit war ebenso wenig eine Idylle wie heute. Die alttestamentlichen Theologen wussten nur zu gut, dass das Lebenshaus Erde immer wieder bedroht ist. Eine Fülle von Plagen konnten den Menschen bedrohen, wie Heuschrecken (Dtn 28,38), Pflanzenkrankheiten und -schädlinge, gegen die man keine Mittel kannte, Dürrekatastrophen (Hag 1,11), Stürme und Hagel (Ex 9,2ff; Hag 2,17), die die Felder verwüsteten, und Kriege (2Sam 11,1; 2Kön 18,25), die die Menschen an den Rand des Untergangs bringen konnten. Daher betont Joel 1,10–12 im Blick auf die Folgen einer Heuschreckenplage und einer Dürre:

- 10 Verheert ist das Feld (ʿādāmāh),
es trauert der Acker;
ja, verheert ist das Korn.
vertrocknet der Most,
verdort das Öl.
- 11 Steht beschämt, ihr Bauern,
heult, ihr Winzer,
um Weizen und Gerste,
weil die Ernte des Feldes dahin ist.
- 12 Der Weinstock: vertrocknet,
der Feigenbaum: verdort,
Granatapfel, auch Palme und Apfel,
alle Bäume des Feldes: verwelkt;
ja zuschanden geworden
ist die Freude der Menschen (bēnē
ʿādām).

Es ist eine totale Vernichtung, die hier beschrieben wird: Nicht nur die normalen Getreidearten sind dahin, sondern auch Weinstock und Feigenbaum und darüber hinaus auch andere Nutzbäume. Damit sind nahezu alle Kulturpflanzen Palästinas genannt (vgl. Dtn 8,8). Während Korn, Most und Öl sonst Anlass sind für Feier und Fest (vgl. z. B. Hos 2,10-13), ist hier das Gegenteil der Fall. Trauer hat sich bei den Menschen (Joel 1,9) und ihrem Land ausgebreitet (V. 10). Natürlich ist besonders die bäuerliche Bevölkerung von diesen Katastrophen betroffen, was zeigt, wie sehr das Geschick von Menschen und Pflanzen miteinander verzahnt ist⁸. „Die Auswirkungen auf den Menschen (‘adam; V. 12c) in seiner Verwiesenheit auf den Ackerboden (‘adamah ; V. 10a) veranschaulicht V. 12c: jegliche Freude ist von ihm gewichen“⁹.

Wenn Äcker, Gärten, ja alles Kulturland vernichtet war, dann drohte das Ende für die Bevölkerung einer Region, da ihr die Nahrungsgrundlagen genommen waren. Häufig war auch die Wiederansiedlung für lange Zeit unmöglich. Denn Dattelpalmen z.B. brauchen dreißig Jahre, Öl- und Feigenbäume etwa 7 Jahre, bis sie einen guten Ertrag abwerfen. Hierin unterscheidet sich das alte Israel kaum von der Situation, wie wir sie heute in vielen Ländern dieser Erde antreffen. Wo Kriege herrschen, folgt häufig der Raubbau an der Natur, folgen häufig auch ökonomische Katastrophen, die den Menschen die Existenzgrundlage rauben. Diesen düsteren Zusammenhang von Ursache und Wirkung vermitteln uns heute tagtäglich die unzähligen Bilder in den Massenorganen der Medien.

Für das Alte Testament, das Mensch und Natur in einer unauflösbaren Schicksalsgemeinschaft sieht, vollziehen sich die Störungen in der Natur „nicht aus biologischen, meteorologischen oder geologischen Bedingtheiten“¹⁰. Sie geschehen nicht zufällig oder blind, sondern sie offenbaren, dass die Beziehung zwischen Mensch und Gott

in Unordnung geraten ist. Die Katastrophe, die sich in der Natur abspielt, geht auf das Verschulden der Menschen zurück: Nicht Treue, nicht Liebe, nicht Gotteserkenntnis im Land!

Fluchen, Lügen, Morden, Stehlen ...

Darum trauert das Land,

und alle seine Bewohner siechen dahin ...

betont Hos 4,1-3. Die Dürre, die das Land befällt, wird umschrieben als die große Trauer¹¹. Das trauernde Land ist hier aber nicht lyrische Metapher für eine herbstliche Zeit, sondern Hinweis auf eine unter Schuld und Sünde leidende Erde, auf der die Gotteserkenntnis gestört ist¹². Und die Vergehen im sozialen Bereich haben Auswirkungen auf das Land, das seinen Ertrag verweigert. Hinter diesen Texten stehen ganz reale Erfahrungen: Politische, soziale, ökonomische Fehlentwicklungen haben häufig desaströse ökologische Folgen, die auch ganz konkret das Land, die Erde, den Erdboden betreffen. Das war auch in der Antike schon so. Die Politik der verbrannten Erde ist kein modernes Phänomen. Der Konnex von Tun und Ergehen wird in diesen Texten deutlich sichtbar gemacht.

Die biblischen Schriften bleiben aber nicht bei diesen düsteren Analysen stehen. Immer wieder halten sie Hoffnungsbilder dagegen, Bilder, die damit rechnen, dass der Mensch sich Gott und Gott wieder dem Menschen zuwendet, dass dann die Zeit der Not und der Furcht vorbei ist und auch das Ackerland in Jubel ausbrechen kann, wie Joel 2,21-24 betont.

VII. „FÜRCHTE DICH NICHT ACKERLAND, JUBLE UND SEI FRÖHLICH“

Am Ende aber wird auch das geknechtete, das ausgepresste, das verwundete und blutgetränkte Land eine Hoffnung haben, eine Hoffnung in Gottes Schöpfungsfrieden einbezogen zu sein. Im Buch der zwölf kleinen Propheten, in Joel 2,21-24 heißt es:

21 Fürchte dich nicht, Ackerland, juble und sei fröhlich!

» Gott hat Großes getan. Fast wie in einem neuen Schöpfungsakt¹³ hat er wiederum die Voraussetzungen des Lebens geschaffen. Deshalb hat sich alles zum Guten gewendet. Das Glück der Menschen gründet in Gott als dem Geber alles Guten

«

Denn JHWH hat Großes getan!

22 Fürchtet euch nicht, ihr Tiere auf dem Feld!

Denn das Gras der Steppe wird wieder grün,
der Baum trägt seine Frucht, Feigenbaum und Weinstock bringen ihren Ertrag.

23 Jubelt, ihr Söhne Zions, und freut euch über JHWH, euren Gott!

Denn er hat euch einen Lehrer zur Gerechtigkeit gegeben:

er ließ euch herabkommen Regen,
Frühregen und Spätregen wie zuvor.

24 Die Tennen werden voll von Getreide,
die Keltern werden überfließen von Wein
und Öl.

Nicht mehr Trauer und Klage beherrschen das Ackerland, sondern Freude und Jubel. Der Text stellt so das positive Gegenstück zum Eingang des Joelbuches (Joel 1,1off) dar, von dem er sich klar absetzt. Ging es in Joel 1 um eine Volksklage, so hier nun um einen Aufruf zur Furchtlosigkeit und zur Freude, wie die vielen Imperative zeigen. War in Joel 1 die Freude des Menschen aufgrund der Vernichtung der Natur und des Ackerbodens erloschen, so soll sie nun neu ergrünen und aufblühen. Denn durch das Handeln Gottes werden neue Lebensmöglichkeiten geschaffen.

Der Text schreitet die verschiedenen Bereiche der Schöpfung ab. Zuerst ist vom Ackerboden die Rede und damit zugleich von den Pflanzen (vgl. dazu den Kontrast Joel 1,10–12), dann von den Tieren, die das freie Feld bewohnen (vgl. Joel 1,18.20) und schließlich von den Menschen, den Bewohnern Zions-Jerusalems (vgl. Joel 1,2; 2,1). Damit sind sowohl die unbelebte Natur, die tierischen Lebewesen als auch die Menschen genannt. Warum können sie alle jubeln?

Weil das Land wieder fruchtbar geworden ist, weil sie Nahrung zum Leben haben – die Tiere: das Gras der Steppe; die Menschen: die Früchte der Bäume und die Produkte des Ackers. Die all umfassende Notzeit, die die aus dem Norden kommenden Feinde (Joel 1,20) mit sich brachten, ist vorbei, neues Leben wird möglich. Aber was ist die Ursache dessen? Der Text gibt eine eindeutige Antwort: Gott hat Großes getan. Fast wie in einem neuen Schöpfungsakt¹³ hat er wiederum die Voraussetzungen des Lebens geschaffen. Deshalb hat sich alles zum Guten gewendet. Das Glück der Men-

schen gründet in Gott als dem Geber alles Guten (vgl. V. 23).

Ablesen kann man das alles am Regen, der wiederum Fruchtbarkeit und Wachstum ermöglicht¹⁴. Dass in diesem Zusammenhang von Gerechtigkeit gesprochen wird, ist von entscheidender Bedeutung. Gerade in der regelmäßigen Folge der Jahreszeiten zeigt sich nämlich, dass das heilvolle Handeln JHWHs sich in der Schöpfung realisiert. Damit ist der „Regen mehr als das Ende der wirtschaftlichen Not. Er weist auf die Gerechtigkeit JHWHs als seine Barmherzigkeit hin“¹⁵. Führte das Unrecht im Lande zu dessen Verdorren, so bewirkt die sich im Lande ausbreitende Gerechtigkeit Gottes heilvolle Fülle. Der Zusammenhang von Gerechtigkeit und Segen bzw. Fruchtbarkeit gründet nämlich „in der Präsenz des Leben gewährenden und erhaltenden Schöpfergottes“¹⁶, der als Gott Israels („euer Gott“) das neue Heil bewirkt. Er ist der Geber alles Guten.

Die Begründungen, die genannt werden, werden von Strophe zu Strophe umfangreicher. Sie zeigen insgesamt die Wende der Not. Wenn hier zum Jubeln, zur Freude aufgerufen wird, dann sind das Töne, die man sonst oft im Rahmen der Ernte, der geglückten Ernte hörte. Man jubelt und freut sich über die Fülle der Lebensmittel (vgl. z.B. Jes 9,2; Ps 126,6; Jes 16,9f)¹⁷. Auch das Ackerland, die Lebensgrundlage der Menschen, ist hier einbezogen. Das zeigt einmal mehr den unauflöslchen Zusammenhang, in dem das Alte Testament alles Geschaffene sieht.

VIII. BIBLISCHE IMPULSE ZU EINER LAND-ETHIK

Mensch und Land in biblischer Sicht – fasst man die Beobachtungen, die ich vorgestellt habe, nochmals thesenartig zusammen, so könnten folgende Punkte festgehalten werden.

1. Mensch und Land sind von vornherein

eng aufeinander bezogen. Das zeigt sich u.a. daran, dass der Mensch aus Ackererde geformt ist. Beide sind aus derselben Materie geschaffen, zugleich Zeichen für die Hinälligkeit und Vergälligkeit.

2. Der Mensch braucht das Ackerland un-mittelbar, um zu überleben. Er ist auf die Erträge, die der Acker hervorbringt, angewiesen. Diese Erträge sind Ausdruck göttlichen Segens.
3. Das Land ist zu bestellen und zu bewahren. Es bedarf der ständigen Fürsorge und Pflege. Es ist nicht einfach nur Produkt, Materie, Gegenstand, sondern es ist ständige Gestaltungsaufgabe, der sich der Mensch unter Mühen unterziehen muss.
4. Der Mensch ist nicht Eigentümer, sondern nur Nutznießer des Landes. Eigentümer ist Gott, der dem Menschen das Land als Erbbesitz überlässt. Aus dieser Sichtweise resultiert der Anspruch auf eine regelmäßige Ruhezeit des Landes. Zugleich werden Begehrlichkeiten, die sich auf eine Akkumulation des Landes in den Händen Weniger beziehen, in die Schranken gewiesen, weil sie der Vorstellung von Gott als dem Landbesitzer schlechthin zuwider laufen und weil sie automatisch zur Unterdrückung der gesellschaftlich Schwachen führen, denen so die Lebensgrundlagen geraubt werden.
5. Die Fruchtbarkeit des Landes hängt un-mittelbar ab vom Tun des Menschen. Ein Tun, das sich von Gott gelöst hat, das sich gegen den Mitmenschen wendet, hat Auswirkungen auch auf das Land. Das Land verliert seine Fruchtbarkeit und wird zur Wüste und Einöde. Hier zeigen sich frühe Einsichten in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung oder theologisch gesprochen von Schuld und den daraus resultierenden

Folgen. Beispiele dafür gibt es auch heute genügend.

6. Das Land kann geradezu personifiziert werden. Es kann schreien und klagen, es kann Not leiden. Das sind nicht einfach nur Bilder oder Metaphern, sondern sie zeigen uns ein umfassendes Bild einer Schöpfung, in der alle Teile aufeinander bezogen und voneinander abhängig sind.
7. Das Land kann schließlich in den Jubel der Befreiten einstimmen. Als Teil der Schöpfung hat es Anteil an der göttlichen Befreiungstat. Die hierin sich äußernde Hoffnungsperspektive für das Land ist Anstoß genug, einer Haltung zu wehren, die das Land ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Nutzung und Verwertbarkeit für den Menschen betrachtet. Gerade angesichts seiner begrenzten Verfügbarkeit ist heute mehr denn je eine Land-Ethik¹⁸ notwendig, die auf einen schonenden, von Achtung geprägten Umgang mit dem Land hinarbeitet – auch im Hinblick auf die kommenden Generationen im Lebenshaus Erde. <<

» ANMERKUNGEN:

- 1 Vgl. z.B. Ex 22,22; Hi 16,18.
- 2 Zu den verschiedenen Deutungsmöglichkeiten vgl. J. Ebach, Streiten mit Gott. Hiob. Teil 2: Hiob 21–42, Neukirchen-Vluyn 1996, 90f.
- 3 G. Fohrer, Das Buch Hiob (KAT XVI), Gütersloh 1989, 441.
- 4 Vgl. F. Gradl, Das Buch Ijob (NSK.AT 12), Stuttgart 2001, 276.
- 5 Vgl. H. Strauß, Hiob. Kapitel 19,1–42,17 (BK.AT XVI/2), Neukirchen-Vluyn 2000, 236f.
- 6 Vgl. Uehlinger, Schrei, 408.
- 7 Vgl. dazu ebd.
- 8 Vgl. Jeremias, ATD 24/3, 16.

- 9 U. Dahmen, Das Buch Joel, in: ders. / G. Fleischer, Das Buch Joel. Das Buch Amos (NSK.AT 23/2), Stuttgart 2001, 51.
- 10 P. Hugger, Das trauernde Land, der schreiende Stein. Die gegenwärtige Naturkrise und das Zwölfprophetenbuch, in: L. Ruppert / P. Weimar / E. Zenger (Hg.), Kündler des Wortes. Beiträge zur Theologie der Propheten, Würzburg 1982, 301–313, 303.
- 11 Vgl. dazu Hugger, Land, 304.
- 12 Vgl. ebd. Weitere Beispiele für diesen Zusammenhang von Schuld und Trauer des Landes finden sich in Fülle im Dodekapropheten: vgl. z.B. Am 1,2; Nah 1,4; Joel 1,10.12.
- 13 Der Text erinnert mit dem Hinweis auf das Grünwerden und in der Abfolge der genannten Größen (Land, Tiere, Mensch) an den ersten Schöpfungsbericht in Gen 1; vgl. dazu A.K. Müller, Gottes Zukunft. Die Möglichkeit der Rettung am Tag JHWHs nach dem Joelbuch (WMANT 119), Neukirchen-Vluyn 2008, 165; Dahmen, Joel, 75.
- 14 Vgl. das Wortspiel zwischen môrœh („Lehrer“) und jôrœh („Regen“) und Jeremias, ATD 24/3, 34.
- 15 Müller, Gottes Zukunft, 168.
- 16 B. Janowski, Die Frucht der Gerechtigkeit. Psalm 72 und die jüdische Königsideologie, in: ders., Der Gott des Lebens. Beiträge zur Theologie des Alten Testaments 3, Neukirchen-Vluyn 2003, 157–197, 190.
- 17 Vgl. dazu P. Riede, Vom Erbarmen zum Gericht. Die Visionen des Amosbuches (Am 7–9*) und ihr literatur- und traditionsgeschichtlicher Zusammenhang (WMANT 120), Neukirchen-Vluyn 2008, 135f.
- 18 Vgl. dazu G.M. Teutsch, Art. Landethik, in: ders., Lexikon der Umweltethik, Göttingen 1985, 62f.

WILLI HEIDTMANN

KEIN SCHÖNER LAND IN DIESER ZEIT?

Ein Volkslied aus dem 19. Jahrhundert, ein Abendlied. Worte und Weise von Anton Wilhelm Florentin von Zuccalmaglio, nach älteren Vorlagen gestaltet, aufgenommen in die Sammlungen volkstümlicher Lieder bis in unsere Zeit. Sogar eine beliebte Fernsehsendung mit alter und neuer Volksmusik nennt sich so. Da beginnt aber schon das Problem: Man lässt singen und singt nicht mehr selbst, vielleicht summt man noch ein wenig mit.

Dieses Lied steht für ein ganzes Genre von volkstümlicher und vorwiegend ländlicher Musik. Wenn man mit einer Gruppe von Landfrauen unterwegs ist, kann man aus dem Stand heraus diese Lieder und noch viele mehr miteinander singen. Mit solchen Gruppen unterwegs im Bus braucht der Fahrer keine Kassette einzulegen. Schon bald geht es los: Eine fängt an und alle stimmen mit ein. Auch in unseren Heimvolkshochschulen wurde und wird noch am Abend gemeinsam gesungen, oft dann auch mit fachlicher Anleitung. Die Männer sind da etwas zurückhaltender, aber sie lassen sich auch meistens zum Mitsingen anstiften.

Die Landjugend bringt ihre eigenen Lieder mit, nicht nur Rock- und Popmusik, es sind auch Lieder aus kämpferischen Zeiten, nicht selten politische Kampflieder wie: „Die Gedanken sind frei!“ Es ist für sie auch ein Ausdruck, sich gegenüber der Generation ihrer Väter zu Wort zu melden. Andererseits liebte es in der Landjugend auch, die alten Volkstänze ihrer Vorfahren neu zu entdecken und einzuüben und mit ihnen die Trachtenkultur, die von Dorf zu Dorf und von Land zu Land verschieden ist.

Das Singen der alten und neuen Lieder stiftet Gemeinschaft im Dorf und verbindet die Generationen miteinander. So formiert sich ländliche Gesellschaft immer wieder neu und vergewissert sich seiner Identität. Das ist lebensnotwendig in einer Zeit, in der sich gesellschaftliche Zusammenhänge immer mehr in Individuen und Zweckgemeinschaften auflösen. Das Dorf wie übrigens auch die Stadt braucht ganzheitliche soziale Strukturen, in der der oder die Einzelne eingebunden und aufgehoben ist. Das erst ermöglicht Befriedung und gleichberechtigte Teilhabe an den Lebenschancen.

„Kein schöner Land in dieser Zeit als hier das unsre weit und breit, wo wir uns finden wohl unter Linden zur Abendzeit.“ Dieser etwas holprige Vers, er gehört mit zum Schönsten, was wir haben, und seine Melodie geht uns tagelang nicht mehr aus dem Ohr. Vielleicht wird es nicht mehr so oft gesungen wie einst, aber wenn es der Kammersänger dann im Fernsehen singt, versinkt es jedenfalls nicht in den tiefen Abgründen der Vergessenheit. Ich bin sicher, es wird aufbewahrt für eine Zeit, in der es neu gebraucht wird. <<

Alles Notwendige ist Geschenk und Gabe. ADL und KLB beteiligen sich an der Übergabe der Erntekrone an den Bundespräsidenten

Berlin. Mit der Übergabe der Erntekrone an den Bundespräsidenten wollen Vertreter der Landwirtschaft, darunter die Katholische Landvolkbewegung (KLB) und der ADL (Ausschuss für den Dienst auf dem Land in der EKD), jedes Jahr im Bereich der Politik und der Wirtschaft daran erinnern, dass alles Lebensnotwendige Geschenk und Gabe ist. So überreichten zu Erntedank 120 Personen aus den Spitzen der Land- und Ernährungswirtschaft, Agrarpolitikern und dem agrardiplomatischen Korps Horst Köhler eine prächtig geschmückte Erntekrone.

Das Erntedankfest erinnere, so Bundespräsident Köhler in seiner Rede, an Werte, die ihre Gültigkeit bei allem technischen Fortschritt behalten werden. Köhler wörtlich: „Wir brauchen eine Weltwirtschaft, die auch die Umwelt und humanitäre Werte konsequent in ihre Bilanzen aufnimmt.“ Über die Sorgen in der Landwirtschaft, insbesondere die der Milchviehhalter bekundete Köhler seine Betroffenheit.

Weihbischof Overbeck sagte in seiner Predigt: „Es ist in der Tat schwer, zwischen Milchpreisen, Agrarkommissionen, Protestaktionen, realen Nöten von Milchbauern und anderen, zwischen europäischen Verflechtungen, konkreten historischen und wirtschaftlichen Alltagsbedingungen usw. den Schöpfer zu entdecken, von dem wir Christen der Überzeugung sind, dass er der Urheber alles Guten und d.h. all dessen ist, was dem Leben dient.“

KLB

Deutscher Agrarsozialpreis an Hohebucher Bildungsprojekt „Landfilmwochen“

Waldenburg-Hohebuch. Zum zweiten Mal erhielt das Evangelische Bauernwerk in Württemberg den Tassilo-Tröscher-Preis der Agrarsozialen Gesellschaft Deutschland. Jetzt wurde ein Bildungsprojekt mit dem Agrarsozialpreis ausgezeichnet: die so genannten Landfilmwochen mit dem Motto „Land in Sicht“.

Der Arbeitskreis Blaufelden des Evangelischen Bauernwerks startete mit dem Team des Kino Klappe in Kirchberg/Jagst im Sommer 2003 erstmals ein zweiwöchiges Landkino-Programm mit Filmen aus den Themenbereichen Landleben, Landwirtschaft und Ernährung. 2006 fand die Idee eine Fortsetzung, ebenso im Sommer dieses Jahres. Gemeinsam war, dass Dokumentar- und Spielfilme im Rahmenprogramm aus Vorträgen, Diskussionsangeboten, einem Bauern-

markt, Kabarett, Kinderprogramm und kulinarischen Leckereien gezeigt wurden und als „Festival der Sinne“ auf eine breite Publikumsresonanz stießen. Veronika Grossenbacher nahm das Preisgeld und die Urkunde für einen „innovativen und nachahmenswerten Beitrag zur Stärkung des kulturellen Lebens im ländlichen Raum“ (so die Laudatio) entgegen.

CD

CHANCE FÜR REGIONALE VERMARKTUNG

Vilm/Ostsee. Aufgrund einer Renaissance gesellschaftlicher Werteorientierung sieht der Agrarbeauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Dr. Clemens Dirscherl, Chancen für die regionale Vermarktung von Lebensmitteln. Dies machte er anlässlich seines Eröffnungsvortrages auf einer Fachtagung des Bundesamtes für Naturschutz zum Thema „Premiumlebensmittel mit Mehrwert für Natur und Region“ in der Internationalen Naturschutzakademie Insel Vilm deutlich.

Das wachsende menschliche Sicherheitsbedürfnis, die Suche nach Sozialbezug und Beheimatung sowie die zunehmende Orientierung an authentischen, individuell-charakteristischen und situativen Spezifizierungen im Lebensmittelbereich seien Ansatzpunkte, denen sich auch die heimische Landwirtschaft stärker zuwenden könne. Dabei solle nicht Regionalisierung im Gegensatz zur Globalisierung gesehen werden, weil sonst eine bornierte Provinzialität die Folge sein könne, sondern regionale Produkte könnten sich als komplementäres Angebot auf dem Markt gegenüber Mitbewerbern von Agrar- und Lebensmittelgütern etablieren. Vom Verbraucher würden nämlich vermehrt umwelt-, ernährungs-, tier- und sozioethische Standards nachgefragt, worauf auch der Lebensmittelhandel immer stärker reagiere. Der Würde der Schöpfung, des täglichen Brot, des Mitgeschöpfes Tier und des Nächsten in Form einer internationalen Verteilungsgerechtigkeit könne dazu im Rahmen einer gesellschaftlichen Nachhaltigkeitsorientierung wirtschaftlich wie ethisch Rechnung getragen werden.

KilR

» Ausblick auf Heft 1 / 2 0 1 0

BERGE

- » Berge in Bibel und Glaube
- » Waldenser – Fluchtpunkt Berge
- » Berglandwirtschaft und Landwirtschaft in Mittelgebirgen
- » Älpler Erfahrungen
- » Freizeitstress für die Berge: Wandern, Klettern, Retten
- » Seelsorge in Berggemeinden
- » Berggottesdienste

UNSERE THEMENHEFTE VON A BIS Z:

Abschied und Wandel im Dorf 4/2000 | Im Alter auf dem Lande leben 4/1999 | **Anderssein** im Dorf – Innensichten, Außensichten 4/2001 | Perspektiven ländlicher **Arbeitswelten** 1/2000 | **Arbeitsplatz** Land 1/2009 | **Armut** 4/1994 | Vom **Bauernhof** zum Agrarstandort – der künftige Weg 1/1994 | Land in **Bewegung** 3/2007 | Lippen**Bekenntnis** 2/2002 | Soziale Umbrüche – Herausforderung für Seelsorge und **Beratung** 4/1993 | Dem Land auf der Spur – **Bilder**, Meditationen, Geschichte SH 1999 | Lebensgrundlage **Boden** 1/1987 | Vom Weizenkorn zum täglich **Brot** 3/1997 | **Dank** und Ernte teilen 3/1996 | **Danken** – Denken – Handeln. Gottes gute Schöpfung 3/1994 | **Diakonie** auf dem Land 1/2007 | **Dorfkirchen** 4/2002 | **Durstiges** Land 1/2008 | **Energien** des Landes 1/2005 | **Erd-Boden** 1/1998 | **Ernährung** – mehr als Essen 1/1993 | Die **Ernte** ins Gebet nehmen 2/2000 | **ErnteZeiten** – Erntedank 2/2003 | **Erntedank**-Handreichungen zu den Perikopenreihen ab 1990 | **Ernten** oder Schätze sammeln? 2/2001 | **Erzeuger** und Verbraucher zwischen Supermarkt und Direktvermarktung 4/1992 | Vom Acker auf den Tisch: **Essen** – der Rede wert 2/2006 | Grenzenloses **Europa** zwischen Erwartungen und Sorgen 1/1997 | Wovond as Wasser wimmelt – **Fische** 3/2009 | Das Dorf und die **Fremden** – Migration in Europa 2/1993 | **Land-Frauen** 4/1997 | **Gärten** – ein Stück Paradies? 1/1999 | **Gastgeber** Land 3/2000 | **Grenzland**-Landgrenzen 1/2004 | In **Generationen** leben 4/1987 | **Lebens-Gemeinschaften** auf dem Lande 4/1998 | Schöpfung aus zweiter Hand – **Gentechnologie** und Landwirtschaft 1/1991 | **Gesegnete** Mahlzeit 3/1999 | **Globalisierung** – Weltmarktethik für Land und Leute 2/1998 | **Globalisierung** der Landwirtschaft aus christlicher Sicht – eine Streitschrift SH/2000 | **Grenzenloses** Europa 1/1997 | Siehe, es war sehr gut... 3/1988 | **Heil- und Aromapflanzen** 3/2006 | **Hunger** und Handel 2/1991 | **Passion Jagd** 3/2008 | **Land-Kinder** 4/1995 | **Kirchenleben** vom Land, Ökum. Landjournal SH 2001 | **Konflikte** und Seelsorge 4/2007 | **Landschaf(f)it Kultur** 4/2008 | **Landfrauen** 4/1997 | **Landjugend** 4/2003 | **Land-Lernen** 2/1997 | **LandMann** 4/2006 | **LandBlicke** – **Landschaft** im Wandel 1/2003 | **Lebens-Gemeinschaften** auf dem Lande 4/1998 | **LippenBekenntnis** 2/2002 | **Loben**, Bekennen, Teilen 3/1990 | **Lebenslust** 2/2004 | Braucht das Land neue **Männer**? 4/1990 | **Gesegnete Mahlzeit** – für alle 3/1999 | Dem Land auf der Spur – **Bilder**, **Meditationen**, **Geschichte** SH 1999 | **Milch**-Labyrinth 2/1999 | **Tier** – **Mitgeschöpf** oder Produktionsfaktor 2/1987 | **Mitgeschöpf** Pflanze 1/1995 | **Loben** und **Mitteilen** 2/2000 | **Nachhaltigkeit** – Ökum. Fragen und Handeln 1/2001 | Entwicklung der Landwirtschaft in den **neuen Bundesländern** 2/1992 | Von Bauern, Bildern und Berichten – Landwirtschaft in der **öffentlichen Meinung** 2/1995 | **Obst** – Früchte des Landes 3/2005 | **Land-Pfarrer** 4/1996 | **Pflegenotstand** 4/1991 | **Psychosoziale Lage** – Land des Lächelns 2/1996 | Von Weinstock und **Reben** 3/2001 | Land zwischen **Romantik** und Verwertung 1/1996 | **Säen**, ernten, wundern 3/1998 | **Schöpfung** aus zweiter Hand – **Gentechnologie** und Landwirtschaft 1/1991 | **Spannungsfeld**: Land – **Wirtschaft** SH 1992 | Welche **Stimmen** hat das Land? 3/2002 | **Tierhaltung** und Ethik 2/1994 | Soziale **Umbrüche** – Herausforderung für Seelsorge und **Beratung** 4/1993 | **Vorräte** zum Leben 3/2009 | **Lebensspender Wald** 1/2002 | **Abschied** und **Wandel** im Dorf 4/2000 | **Wasser** – Worin sich der Himmel spiegelt 3/2003 | Vom **Weizenkorn** zum täglich **Brot** 3/1997 | O wohl dem Land ... – **Weihnachten** 4/2004 | **Wetter**-Aussichten 1/2006 | **Säen**, ernten, **wundern** 3/1998 | **Zucker-süßes** Land 3/2004

Bestellbedingungen:

Aktuelle Hefte kosten € 4,50 zzgl. Porto. Ab 5 Hefte erfolgt der Versand frei. (Staffelpreise)

Hefte, die älter als ein Jahr sind, kosten € 2,- zzgl. Porto (Staffelpreise)